

2.3 Sprache: Diskurspraxen im Kontext lebensweltlicher Aneignung

Wir haben uns in den beiden vorhergehenden theoretischen Teilkapiteln zwei der Kerndimensionen unseres Untersuchungsgegenstands zugewandt: seinen rassismusspezifischen Eigenschaften und seinem Alltagscharakter. Wir wissen nun nicht nur, aus welchen Teilkomponenten Rassismus besteht, sondern auch, wie ein gesellschaftlich verfügbares rassistisches Wissen entsteht und tradiert wird – aber auch, dass es Möglichkeiten der Transformation und des Widerstands aufseiten der Subjekte gibt. Dafür spielt die Verfügbarkeit antihegemonialer – d.h. antirassistischer – Deutungsressourcen eine zentrale Rolle. Alltagskommunikative Eindeutungen und Zuschreibungen in Bezug auf ›Muslim*innen‹ und ›den Islam‹ verstehen wir dabei als Bestandteil lebensweltlicher Aneignungsprozesse. In diesen werden Bedeutungsressourcen aufgerufen, die theoretisch zwischen einer Übernahme/Reproduktion rassistischer Wissens Elemente (Ideologeme) und deren Neudeutung/Ablehnung changieren können. Die empirische Analyse wird zeigen, welche Modi der Aneignung zwischen diesen beiden idealtypischen »Extrempolen« von den Interviewpartner*innen tatsächlich angewandt werden.

Bevor wir uns dem Datenmaterial zuwenden, gilt es, nachfolgend auch die dritte Kerndimension des kommunikativen Alltagsrassismus theoretisch zu beleuchten. Es geht hier um seine kommunikative und mithin *diskursive Form*. Mit Hall gehen wir davon aus, dass »reality exists outside language, but it is constantly mediated by and through language: and what we can know and say has to be produced in and through discourse« (2001: 95). Vor diesem Hintergrund werden wir uns in den folgenden theoretischen Reflexionen zunächst mit der Funktionsweise von Sprache – und insbesondere dem sprachlichen Zeichen, wie es von Saussure konzeptualisiert wurde – beschäftigen, um daraufhin die besonderen Eigenschaften von Rassismus als Diskurs theoretisch vorzudenken. Im Anschluss wenden wir uns den wichtigsten Diskursumwelten zu, also den Kommunikationskanälen, die die Alltagskommunikation der Leute am stärksten prägen. Van Dijk formuliert es so:

»The mass media reproduce and reconstruct the ethnic attitudes and discourses of social members and groups, and, conversely, everyday talk presupposes and refers to the many forms of public discourse that are produced by the many institutions of society.« (1987: 40)

Diskursanalytische Perspektiven auf rassistische Alltagssprache werden uns abschließend nicht nur über die rhetorischen Funktionen kommunikativer Wirklichkeitskonstruktionen Aufschluss geben, sondern mit Begriffen wie Repräsentation, Narrativ und Kollektivsymbol dabei helfen, unsere empirischen Beobachtungen zu benennen und analytisch einzuordnen. Das Konzept des ideologischen Dilemmas – wie es von Billig et al. geprägt wurde (1988) – spielt für die besonders interessanten Formen ambivalenter und widersprüchlicher Aneignungsweisen eine herausragende Rolle. Wir widmen ihm daher das Abschlusskapitel unserer theoretischen Betrachtungen.

2.3.1 Im Fokus: Kommunikativer Alltagsrassismus

Der Fokus dieser Arbeit liegt auf den diskursiven Praxen, wie sie im Rahmen eines kommunikativen Alltagsrassismus zum Einsatz kommen. Unser Verständnis von Alltagsrassismus leitet sich dabei aus rassismustheoretischen sowie wissenssoziologischen und ideologietheoretischen Überlegungen ab. Im Mittelpunkt stehen *Bedeutungsproduktionen* in Bezug auf ›Muslim*innen‹ und ›den Islam‹, wie sie von den Interviewpartner*innen vor dem Hintergrund hegemonialer rassistischer Deutungssysteme artikuliert werden. Kommunikativer Alltagsrassismus weist dabei mehrere Besonderheiten auf, denen wir uns nachfolgend ausführlich zuwenden werden. Zu diesen gehört der Umstand, dass er sich in expliziten und impliziten Formen zu erkennen gibt. Hall bietet eine entsprechende Unterscheidung in Bezug auf rassistische Mediendiskurse an, die wir – wie später noch deutlich wird – auch für Alltagsdiskurse übernehmen können.

»Mit *explizitem* Rassismus meine ich die vielen Fälle einer offen und bevorzugten Berichterstattung über Argumente und Positionen oder Wortführer, die eine offen rassistische Politik oder Sichtweise verbreiten. [...]. Mit *implizitem* Rassismus meine ich jene scheinbar naturalisierte Repräsentation von Ereignissen im Zusammenhang mit ›Rasse‹ – ob in Form von ›Tatsachen‹ oder ›Fiktion‹ –, in die rassistische Prämissen und Behauptungen als ein Satz *unhinterfragter Vorannahmen* eingehen. Diese ermöglichen die Formulierung rassistischer Aussagen, ohne dass die rassistischen Behauptungen, die ihnen zugrunde liegen, je ins Bewusstsein drängen.« (1989b: 156, Herv.i.O.)

Während explizite Rassismen mit sprachlich manifesten Rassifizierungen operieren, »versteckt« sich der implizite Rassismus in Argumentationsstrukturen und Deutungslogiken, in Mechanismen der Selektion, Hervorhebungen und Gegenüberstellung. Implizite Rassismen, basierend auf »unhinterfragten Vorannahmen«, entfalten sich in der Regel unbewusst. So ist der implizite Rassismus, gerade auch in demokratischen Gesellschaften, »verbreiteter – und in vielerlei Hinsicht heimtückischer, denn er ist weitgehend *unsichtbar*, sogar für die, die die Welt in seinen Begriffen formulieren« (ebd.: 157, Herv.i.O.).

Daran anschließend ist eine weitere Besonderheit des kommunikativen Alltagsrassismus, dass auch er herrschaftssichernde Funktionen enthält. Dem tragen Wetherell und Potter Rechnung, indem sie weniger die faktische Richtigkeit rassistischer Aussagegehalte in den Blick nehmen, als die Frage, wie diese kommunikativ als »Fakten« konstruiert und mit Wahrheit »bemächtigt« werden (vgl. 1992: 59). Rassismus wollen sie dabei in seinen spezifischen diskursiven Formen verstehen:

»Racist discourse, in our view, should be seen as discourse (of whatever content) which has the effect of establishing, sustaining and reinforcing oppressive power relations [...]. As such its identification and analysis can be particularly subtle – such consequences are rarely spelled out or treated as explicit goals.« (Ebd.: 70)

Für die vorliegende Arbeit, die auf alltagskommunikative Umgangsweisen mit anti-muslimischen Deutungsressourcen abhebt, wird es ebenfalls wichtig sein, verschiedene rassistische Repräsentationen analytisch einfangen zu können – auch solche, die nicht

unmittelbar und sprachlich explizit zugänglich sind und so die von Miles benannten Elemente der Rassenkonstruktion und Negativbewertung lediglich implizit realisieren.

Schließlich gilt es auch sensibel dafür zu sein, dass sich rassistische Bedeutungsproduktionen gerade in Alltagskontexten oftmals auf flexible, variable und ambivalente Weise zu erkennen geben. Hier zeigt sich noch einmal, was mit dem oben diskutierten Ideologiebegriff bereits betont wurde, nämlich: dass subjektive Denk- und Redeweisen in historische und gesellschaftliche Kontexte eingebettet sind und mithin ideologische Komponenten haben, die sowohl historische als auch derzeitige Macht- und Herrschaftsverhältnisse reflektieren (vgl. Billig 1991: 1). Dies geht durchaus auch auf Marx' und Engels Grundverständnis von der Art des menschlichen Bewusstseins zurück.⁷⁷ So kann etwa ein hegemoniales gesellschaftliches Selbstverständnis von liberal-universellen Werten wie Gleichheit, Fairness und Rationalität geprägt sein, die den Gebrauch des ›Rassen‹-Konzept *eigentlich* verunmöglichen. Gleichzeitig sind die realen, beobachtbaren gesellschaftlichen Lebensbedingungen nicht selten von rassistisch fundierten und legitimierten Ungleichheitsbeziehungen strukturiert, die sich die Leute nun unter Verwendung anderer essentialistisch gedeuteter Konzepte – wie etwa Kultur oder Religion – erklärbar machen. Rassistische Deutungslogiken über vermeintlich ›natürliche‹ Differenzen und Wertigkeiten werden mithin auch dann alltagsdiskursiv konstruiert und damit normalisiert, wenn das hegemoniale Prinzip der Gleichheit dies nicht zulässt.

In den folgenden Kapiteln wollen wir uns genauer anschauen, wie sich diese Besonderheiten des kommunikativen Alltagsrassismus nun sprach- bzw. diskurspraktisch entfalten. Wir beginnen dabei mit zeichentheoretischen Grundlegungen, die etwa auch Halls Encoding-Decoding-Modell, wie wir es oben diskutiert haben, fundieren.

2.3.1.1 Rassismus als Zeichen: Semiotische Grundlegungen nach Saussure

Ein analytisches Interesse an der Funktionsweise sprachlicher Codes muss zwangsläufig bei den Ideen des Schweizer Linguisten Saussure ansetzen, genauer an seinen posthum veröffentlichten Vorlesungen *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* (2013).⁷⁸ Saussure war es, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts das strukturalistische Denken mit seinen Thesen zum Aufbau der menschlichen Sprache mitbegründete (vgl. Joas & Knöbl 2004: 479f.). Für nachfolgende Generationen von Sprach-, Kultur- und Medienwissenschaftler*innen wurde sein Zeichenmodell zum Ausgangspunkt für die Idee eines kommunikativen Gemachtseins von Realität. So bildet es auch eine der Grundlagen für das Konzept der *Repräsentation*, wie es im Feld der Cultural Studies von Hall (2009a, 2009b) geprägt und auf rassistische Mediendiskurse übertragen wurde. Welche revolutionären Ideen umfasst nun Saussures Werk und wie können sie uns dabei helfen, die gesellschaftliche Dimension im alltagsrassistischen Sprechen analytisch freizulegen? Selbstredend können wir hier lediglich einigen Kerngedanken

77 In *Die deutsche Ideologie* sagen sie: »Das Bewusstsein ist also von vornherein schon ein gesellschaftliches Produkt und bleibt es, solange überhaupt Menschen existieren.« (Marx & Engels 1978 [1845–46]: 30f.)

78 Im Original 1916 erschienen unter dem Titel *Cours de linguistique générale*.

nachgehen, wollen dies also in gebotener Kürze und unter Verweis auf das vorliegende Erkenntnisinteresse tun.

Saussures Anliegen ist es zunächst, Sprache als Gegenstand der linguistischen Wissenschaft genauer zu bestimmen. Dabei zielen sämtliche seiner Thesen darauf ab, die soziale Verfasstheit von Sprache, deren Wandelbarkeit und innere Struktur (in Abhängigkeit von konkreten kommunikativen Ereignissen) zu verdeutlichen und mittels eines ausgefeilten theoretischen Programms analytisch zugänglich zu machen. Er betont dabei, dass es sich bei Sprache keinesfalls um eine schlichte »Nomenklatur« handle, wie es »die oberflächliche Auffassung des breiten Publikums« sei (Saussure 2013: 85). Niemals sei sie nur Abbild einer wie auch immer gearteten objektiven Welt, weshalb man sie nicht als naturgegeben missverstehen dürfe – auch wenn dies in der Alltagspraxis des Sprechens geradeso erscheinen mag – sondern stets und ausschließlich als »menschengemacht« (Herlinger 2013: 44). Wenn wir also wie oben über den Begriff »Rasse« nachdenken und feststellen, dass er über mehrere Jahrhunderte und in verschiedenen Diskursen (alltäglich, politisch, wissenschaftlich) als empirische Wahrheit gebraucht wurde, dann hilft uns Saussures sozialsemiotische Perspektive noch einmal ganz grundsätzlich zu verstehen, dass das Wort »Rasse« keinen ontologischen Charakter besitzt. Zu ihm gibt es keine objektive Entsprechung in der Realität, es ist schlicht das in Sprache gegossene Ergebnis wissenschaftlich-weltanschaulicher Übereinkünfte. Wie lässt sich diese recht abstrakte Feststellung nun genauer nachvollziehen?

Kommen wir zurück zu Saussures Theoretisierung: Werkzentral und prominent ist seine analytische Differenzierung in *Langue* und *Parole*. Erstere beschreibt Sprache als abstraktes System, das »die Gesamtheit der sprachlichen Gewohnheiten, die es einem sprechenden Subjekt erlauben, zu verstehen und sich verständlich zu machen« umfasst (Saussure 2013: 185). Hierin zeigt sich die eben benannte soziale Dimension von Sprache, denn es brauche »eine sprechende Masse [eine Sprachgemeinschaft]« (ebd.: 187), damit sie zum Bestandteil sozialer Realität werden kann. *Langue* beschreibt zudem die innere Systematik einer Sprache, also »the underlying structure of rules and codes« (Hall 2009a: 33). Nur wer diese gelernt und verinnerlicht hat, ist in der Lage und mithin kompetent, sich innerhalb einer Sprachgemeinschaft verständlich zu machen. Weil jenes Regelsystem der *Langue* auf die einzelne Person einen enormen Zugzwang ausübt – ich muss in allen meinen Äußerungen den Regeln (m)einer Sprache folgen und kann nicht einfach »Fretz dil huho!« sagen, wenn ich »Auf dein Wohl!« meine, man würde mich nicht verstehen – muss sie als ein transindividuelles Phänomen betrachtet werden. *Langue* kann nie von nur einer Person beherrscht werden; sie geht auch nie vollständig in einer Sprachhandlung auf; sie ist vielmehr das virtuelle Regelwerk hinter jedem kommunikativen Akt und beschreibt zudem die typischen Kommunikationsmuster einer Sprachgemeinschaft (vgl. Thibault 1997: 26). Dennoch sei sie nicht vollständig vom individuellen Sprechen und damit von den Subjekten losgelöst, tatsächlich werde sie durch das konkrete Sprechen erst etabliert (vgl. ebd.: 9). Dieser vermeintliche Widerspruch zwischen dem kollektiven Charakter der *Langue* und ihrer Abhängigkeit vom »realisierten« Gespräch bleibt vordergründig, denn eigentlich handelt es sich um eine »Interdependenz« (vgl. Saussure 2013: 89). Für uns ist diese eng verzahnte und wechselseitige Beziehung zwischen *Langue* und *Parole* von besonderem Interesse, denn sie zeigt große Ähnlichkeit mit den Prämissen der phänomenologi-

schen Wissenssoziologie, die ebenfalls vom »Gemachtsein« gesellschaftlicher Wirklichkeit ausgeht (vgl. Kap. 2.2.1.2).

Hier bleibt jedoch zunächst noch zu klären, was sich hinter dem Saussure'schen Terminus *Parole* verbirgt. Folgt man Saussures Interpret*innen, so stellt *Parole* den konkreten Kommunikationsakt dar, der sich dann entfaltet, wenn (mind.) zwei Menschen miteinander ins Gespräch kommen. Er selbst nennt das den »kommunikativen Kreislauf« (Saussure 2013: 77), in ihm findet der Austausch sprachlicher Zeichen statt. Genau genommen nimmt die *Parole* dann schon Gestalt an, wenn lediglich *eine* Äußerung getätigt wurde. So zum Beispiel in einem geflüsterten Gebet oder einer politischen Grundsatzzrede. *Parole* setzt mithin keine Reziprozität voraus; sie beschreibt »the particular acts of speaking or writing or drawing, which – using the structure and rules of the *langue* – are produced by an actual speaker or writer« (Hall 2009a: 33, Herv.i.O.).

Studien, die sich für die kommunikativen Bedeutungsproduktionen von Individuen interessieren, sind auf die Analyse der *Parole* als konkrete Sprachhandlung angewiesen. Wollen wir erfahren, welche sprachgewordenen Konzepte und Ideen und mithin welches Wissen über »den Islam« und »Muslim*innen« in einer bestimmten Sprachgemeinschaft existieren, so müssen wir uns den *Paroles* zuwenden. In ihnen lässt sich einerseits rekonstruieren, welche Ressourcen zur Konstitution von Bedeutungen – Lautbilder, Vorstellungen, Wörter – das Sprachsystem (*Langue*) seinen Nutzer*innen zur Verfügung stellt. Andererseits können wir erkennen, welche Sprach- und Diskurspraxen von den Individuen tatsächlich vollzogen werden und mithin, welche Unterschiede zwischen den einzelnen Interviewpersonen hinsichtlich dieser bestehen. Erkennen lässt sich hier erneut, dass das Verhältnis zwischen *Langue* als stabilem Regelsystem und Reservoir typischer Sprachmuster und *Parole* als gestaltgewordenes Sprechen wechselseitig und dynamisch ist. Thibault fasst zusammen: *Langue* als

»language system is constantly produced and re-produced in and through the language-using practices of the community. These practices are the social work whereby the language system is maintained and changed. [...] *langue*, as Saussure points out, is itself a product of the social-linguistic work of the users of the language. This also means that *langue* has no independent existence in relation to *parole*.« (Thibault 1997: 28, Herv.i.O.)

Wir werden darauf im Methodenkapitel dieser Arbeit noch einmal zu sprechen kommen. Hier nun gilt es abschließend, neben *Langue* und *Parole* das dritte aufschlussreiche Konzept Saussures vorzustellen, das wir im Zusammenhang mit Guillaumins »Rassen«-Begriff und dessen Unterteilung in Wort und Vorstellung sowie im Rahmen von Halls Encoding-Decoding-Modell bereits berührten: das Konzept des sprachlichen *Zeichens*.

Eben war bereits von Vorstellungen, Lautbildern und Wörtern im Zusammenhang mit den bedeutungstiftenden Ressourcen von Sprache die Rede. Wie hängen diese nun miteinander zusammen und was lässt sich von ihnen über die Beschaffenheit und Wandelbarkeit des Begriffs »Rasse« lernen? Saussure unterteilt das sprachliche Zeichen in zwei Komponenten, in ein Konzept (*Signifikat*) und ein Lautbild (*Signifikant*) (vgl. Saussure 2013: 171). Ersteres bezeichnet die mentale Vorstellung eines Objektes – Saussure wählt das Beispiel eines Baumes – wonach es sich um einen lebendigen Organismus

aus Blättern, Stamm und Ästen handelt. Letzteres bezeichnet eine spezifische Abfolge von Lauten bzw. Buchstaben, mit denen diese Vorstellung *bezeichnet* wird: das Wort BAUM. Durch diese Unterscheidung will Saussure verdeutlichen, dass »die sprachliche Einheit etwas Zweiseitiges ist, das auf der Inbezugsetzung von zwei Elementen beruht« (ebd.: 167). Das bedeutet, die beiden Seiten eines Zeichens, das Bezeichnete und das Bezeichnende, verweisen lediglich aufeinander, sie leiten sich keinesfalls logisch oder natürlich voneinander ab. Dass im Deutschen das Wort Baum benutzt wird, um über ein Stamm-Blatt-Ast-Gebilde zu sprechen, hat folglich nichts mit den Eigenschaften dieses Objektes selbst zu tun (BAUM wächst nicht, vollzieht keine Photosynthese und spendet keinen Schatten). Es handelt sich hierbei um eine vollkommen arbiträre Verbindung von Signifikant und Signifikat, die auf kulturelle Konventionen zurückzuführen ist.

Verdeutlichen kann Saussure damit einerseits, dass Sprache historisch geworden, sozial eingebettet und damit immer auch anfällig gegenüber gesellschaftlichen Transformationen ist: »Sprachen haben eine Geschichte; irgendwann hat sich ein bestimmtes Zeichen mit einer bestimmten Bedeutung »eingebürgert« (Joas & Knöbl 2004: 482). Sprache ist mithin niemals natürlich, funktioniert nicht mimetisch und ist veränderbar. Andererseits lässt sich damit begreifen, warum Sprache als Reservoir für gesellschaftlich relevante Ideen und Vorstellungen fungiert: In ihr sind sämtliche Konzepte und Codes versammelt, auf die wir zurückgreifen, um uns die Welt verständlich zu machen. Sie beinhaltet die Ressourcen, mit deren Hilfe wir Bedeutungen konstruieren und sozialen Sinn stiften – und zwar nicht als Einzelne, sondern als Sprachgemeinschaft, als Kollektiv. Was sagt uns dies nun über den Bedeutungswandel des Wortes »Rasse«, wie ihn Guillaumin beschrieben hat (vgl. Kap. 2.1.2.2)?

Es lässt uns verstehen, wie sich die Vorstellung von menschlichem Verhalten als »natürlich«, gruppengebunden und durch fixe Eigenschaften determiniert als hegemoniales Deutungsmuster erhalten konnte – trotzdem das Wort »Rasse« aus dem öffentlichen Sprechen verschwunden ist. Mit Verweis auf Saussures Postulat von der Arbitrarität und Konventionalität des Zeichens lässt sich aufzeigen, wie die Idee von der Existenz klassifizierbarer Menschengruppen auf neue Bedeutungsträger transferiert werden konnte: auf die Begriffe Kultur und Religion. Die über Jahrhunderte währende Verbindung zwischen Signifikant (»Rasse«) und Signifikat (rassistisch konstruierte Menschengruppe) wurde aufgelöst, aber es wurden semantische Substitute gefunden. Dieser Grundgedanke lässt sich auch auf unseren Untersuchungsgegenstand anwenden. Betrachten wir etwa, wie die größte Gruppe der in Deutschland lebenden »Muslim*innen« – türkische Zuwander*innen und ihre Kinder- und Enkel*innengenerationen – in öffentlichen Debatten wahrgenommen wurde, so können wir auch hier einen Wechsel der Signifikanten ausmachen:

Während Migrant*innen aus der Türkei in den 1960er bis 1990er Jahren vorrangig als *Gastarbeiter*innen* oder *Ausländer*innen* bezeichnet wurden, verschwand dieses Label weitestgehend mit dem politischen Eingeständnis einer lange Zeit ignorierten Tatsache: dass die türkischen »Gäste« *de facto* zu dauerhaften Mitbürger*innen geworden waren (ohne dass man sie auch als solche offiziell anerkannt hatte). Diese veränderte gesellschaftliche Realität machte eine neue Sprache erforderlich, um die Vorstellung von Gruppendifferenzen auch nach der politischen Anerkennung der Zuwander*innen zum Ausdruck bringen zu können. Man »entdeckte« mithin deren religiöse Identität:

»Nachdem in der Phase der Einwanderung die religiösen Überzeugungen der sogenannten Gastarbeiter keine wesentliche Rolle gespielt hatten, entwickelte sich im Zuge der beginnenden Integrationsdebatte auf Seiten der Mehrheitsgesellschaft langsam die Wahrnehmung einer kulturell-religiösen Spannungslinie.« (Leibold 2010: 150)

Aus einer Sprache, die nationale Unterschiede und Nichtzugehörigkeiten in den Brennpunkt rückte, wurde ein Diskurs um die kulturelle bzw. religiöse Differenz der ›Anderen‹, die man nun nicht mehr Türk*innen, sondern ›Muslim*innen‹ nannte. Anhand dieses Beispiels werden wir nun auch der Interdependenzen zwischen gesellschaftlichen Entwicklungen und Sprachsystem gewahr, wie sie Saussure durch sein Postulat der *Langue* als soziales Phänomen immer wieder betonte. Mit ihm lässt sich das Aufkommen neuer rassistischer Argumentationsformen sozialsemiotisch begründen. Mit dem Nachweis der empirischen Unhaltbarkeit des ›Rassen‹-Begriffs wurden rassistische Legitimationsweisen wie die Behauptung der Inferiorität des ›orientalischen Menschen‹ plötzlich unmöglich. Es bedurfte neuer Sprachformen, um die Ungleichbehandlung von Personen aufgrund ihrer (zugeschriebenen) Gruppenzugehörigkeit zu rechtfertigen. Der Neo-Rassismus, wie wir ihn im ersten theoretischen Teilkapitel betrachtet haben, stellt der sprachlichen Ausformulierung rassistischer Vorstellungen eine neue Trennungsrhetorik zur Verfügung.

2.3.1.2 Rassismus als Diskurs

Mit Saussure lässt sich nachvollziehen, dass Sprache aus einem komplexen System von Regeln besteht, jedoch keinesfalls vollständig in diesem aufgeht. Sprache materialisiert sich immer erst dann, wenn sie in konkreten Kommunikationssituationen angewandt wird. Zwischen dem konventionsbasierten Regelsystem und dem individuellen Sprechen öffnen sich dabei Räume für Veränderungen, für sprachliche Verschiebungen und Neudeutungen. Schauen wir auf das Phänomen des kommunikativen Alltagsrassismus aus der Perspektive von Diskurstheorie und Diskursanalyse, so werden auch in ihr die sozialen und historischen Dimensionen von Sprache – und mithin ihre prinzipielle Wandelbarkeit – deutlich.

Wir wollen unsere theoretischen Betrachtungen daher zunächst mit einer Begriffsbestimmung von *Diskurs* fortsetzen. Jäger zufolge handelt es sich bei Diskursen allgemein um einen »Fluss von Wissen durch die Zeit.« (1997: 132) Einer ähnlich offenen Definition folgen auch Potter und Wetherell: »We will use ›discourse‹ in its most open sense, [...] to cover all forms of spoken interaction, formal and informal, and written texts of all kinds.« (1987: 7) Dabei sind Diskurse nicht als etwas Subjektives zu verstehen. Vielmehr sind sie sozial, und zwar insofern, als das Individuum weniger verändernd in sie eingreift, als dass es von ihnen bestimmt wird und in sie »verstrickt« ist (vgl. Jäger 1996: 18). Im Verhältnis zwischen Individuum und diskursiven Strukturen – also jenem von Berger und Luckmann so beschriebenen institutionalisierten Alltagswissen (vgl. Kap. 2.2.1.2) – verweisen die gewählten Diskursdefinitionen auf ein gewisses Übergewicht des sprachlich konventionalisierten, der, wie Link sagt, »institutionell verfestigten Redeweisen« (1983: 60), gegenüber dem Gestaltungsspielraum der einzelnen Person. Wir wollen Individuen dabei jedoch nicht als vollständig durch Diskurse de-

terminiert begreifen. Zwar könnten, Leiprecht zufolge (vgl. 2001: 12f.), in einem allgemeinen Sinne Diskurse durchaus mit gesellschaftlichen Bedeutungen gleichgesetzt werden – »[a]ußerhalb jeglicher gesellschaftlicher Bedeutungssysteme sind Menschen gewissermaßen wort- und sprachlos« – jedoch müsse gerade in der Analyse von Alltagsdiskursen mit berücksichtigt werden, »in welcher Weise Menschen Diskurse *produzieren*, also nicht nur von Diskursen bestimmt sind, sondern auch Diskurse (*mit-*)*bestimmen*« (ebd., Herv.i.O.).

Mit van Dijk lässt sich dieser Einwand konkretisieren. Wenn Individuen sich rassistischer Vorstellungen bedienen, dann bringen sie damit nicht lediglich ihre persönliche Meinung zum Ausdruck. Auch sind sie nicht als reine Reproduzent*innen rassistischer Diskurse zu betrachten. Vielmehr müssten subjektive Aussagen über »Muslim*innen« als aktive Transformationen betrachtet werden, in denen erworbene Erfahrungen und erworbenes Wissen in konkreten Situationen interpretiert und neu-kontextualisiert werden.

»When White majority group members talk about ethnic out-groups, they do not merely express their personal beliefs and attitudes. In different senses of the term, they *reproduce* ethnic opinions of their in-group as a whole, such as shared stereotypes or prejudices and information they have heard or read from other sources. These processes of communicative reproduction are very complex and involve an interaction of personal experiences and beliefs, representations of information from a variety of discourse types (both public and interpersonal), and more general, socially shared belief and opinion structures about ethnic minority groups.« (van Dijk 1987: 23, Herv.i.O.)

Vor dem Hintergrund unserer wissenssoziologischen Überlegungen lässt sich die Aktivität der Einzelnen wie folgt erläutern: Individuen werden in eine spezifische Sprachumgebung hineinsozialisiert, in der bestimmte Begriffe, Bezeichnungen und Bedeutungen in Bezug auf andere Menschen bereits existieren. Diese Bedeutungen sind in Konzepten, Kategorien und Denkbildern (vgl. Hall 2004a: 10) gegossen und insofern objektiviert und institutionalisiert, als ihr kulturelles Gemachtsein nicht mehr sichtbar ist. Sie erscheinen im alltäglichen Gebrauch als selbstverständlich, unproblematisch und natürlich. Wenn die bzw. der Einzelne nun *eine Sprache* benötigt, um eine bestimmte Person oder Personengruppe zu beschreiben, ihr Handeln zu erklären oder sie vor dem Hintergrund eigener (kollektiv verankerter und geteilter) Wertvorstellungen zu bewerten, dann liegt es nahe, dass sie bzw. er auf die erlernten Konzepte und Bezeichnungen zurückgreift. Rassistische Wissensbestände funktionieren auf eben diese Weise: Sie werden im täglichen Leben angewendet, tradiert und so gesellschaftlich verankert. Gerade die impliziten Rassismen, wie wir sie oben beschrieben haben, schützen sich dabei vor etwaigen problematisierenden Reflexionen, indem ihre verändernden und exkludierenden Vorannahmen unausgesprochen bleiben. Rassismen sind in Alltagskontexten gerade deswegen so stabil und widerstandsfähig, weil sie nicht als geschlossene Lehren, sondern als plausible Erkenntnis daherkommen. Sie sind als inhumane Deutungssysteme kaum zu dekurvieren.

Nun ist es jedoch nicht so, dass »die Individuen diesen Schemata [...] restlos »ausgeliefert« sind, sondern dass sie sie modifizieren können, sofern die Lebensbedingungen solche Modifikationen von Routinen erlauben« (Jäger 1996: 18). Wir wollen jene Voraus-

setzung an dieser Stelle so verstehen, dass es eine Frage der individuellen Biografie ist, ob einer Person die benötigten symbolischen Ressourcen für eine kritisch-reflexive Betrachtung verbreiteter rassistischer Ideologien zur Verfügung stehen und sie mit-hin auf diese (im Rahmen ihres eigenen Sprechens und Handelns) verändernd einwirken kann – oder nicht. Mit Halls Encoding-Decoding-Modell haben wir die Betrachtung der Einzelnen als *aktive Interpret*innen* sozialer Realität – bzw. der gesellschaftliche Bedeutungsmuster transportierenden Diskurse (vgl. Leiprecht 2001: 13) – bereits eingeführt. Zudem haben wir durch den Begriff der horizontalen Vergesellschaftung (vgl. Kap. 2.2.2.2) deutlich gemacht, dass es den Gesellschaftsmitgliedern möglich ist, sich hegemonialer Deutungsweisen bzw. Ideologien zu entziehen und ihnen antihegemoniale Denk-, Sprech- und Handlungsweisen entgegenzusetzen. Dieser Raum für individuelle Widerständigkeiten, die, wie wir mit Hall wissen, stets an gesellschaftlich zugängliche Interpretationsressourcen angeschlossen sein müssen (auch Widerstand ist letztlich sozial rückgebunden, niemals individuell isoliert), wird hier durch die Idee der Modifizierbarkeit von Diskursen noch einmal aufgegriffen und diskurstheoretisch verankert.

Um dieses *Kapitel abzuschließen*, kommen wir noch einmal zurück auf Jägers allgemeine Ausgangsdefinition von Diskurs. Wie lassen sich im Anschluss an unsere bisherigen Betrachtungen seine drei zentralen Begriffe *Wissen*, *Fluss* und *Zeit* übersetzen? Das von Jäger angesprochene »Wissen« meint, wie könnte es aus sozialkonstruktivistischer Perspektive anders sein, keinesfalls Wahrheit oder als wahr Geltendes, »sondern alle Arten von Für-wahr-Gehaltenem oder Für-richtig Gehaltenem, von Gewusstem, von Bewusstseinsinhalten als insgesamt« (Jäger 1997: 132f.). Insofern ist es einleuchtend, dass sich Diskursanalyse »nicht für sprachliche Aussagen über ›die Realität‹ [interessiert], sondern für die Herstellung von Realität, indem Bedeutungen erzeugt werden« (Stäheli 2001: 198). Es geht darum, »Diskurse auf ihre Inhalte und Strategien zu befragen« (Jäger 1996: 18), was auch die Zielstellung der vorliegenden Arbeit darstellt. Laut Jäger sei dabei von besonderer Bedeutung, den Einfluss von Spezialdiskursen – also z.B. den »Erziehungsdiskurs, akademische Diskurse, politische Diskurse, den Mediendiskurs« (Jäger 1996: 19) – auf den übergreifenden gesellschaftlichen Interdiskurs transparent zu machen (vgl. ebd.: 18).

Mit Leiprecht verweisen die Begriffe »Fluss« und »Zeit« darauf, »dass Diskurse eine Geschichte haben und sich in einer Richtung durch die Zeit bewegen« (2001: 13). Dabei werde

»das Vergangene [...] in neuen Diskursen aufgenommen, verschwiegen, uminterpretiert usw. [...], niemals kann sich jedoch die *zeitliche* Richtung und Abfolge umkehren. Diskurse bauen, sehr allgemein gesprochen, auf der Geschichte gesellschaftlicher Bedeutungen auf. Stets handelt es sich um historisch produzierte und geformte Diskurse [...]. Neue Diskurse finden bereits Bedeutungskonstellationen vor, auf die sie sich positiv beziehen, von denen sie sich abgrenzen, sich abheben können usw. Selbst die ausdrücklichste Abgrenzung gegenüber vorgefundenen Bedeutungskonstellationen setzt sich noch in Beziehung zu diesen.« (Ebd., Herv.i.O.)

Die hier anschaulich beschriebene Historizität von Diskursen lässt sich mit einem Blick in die Vorläufer antimuslimischer Rassismen zu Zeiten etwa der Kreuzzüge oder der

Kolonialisierung des Nahen und Mittleren Ostens nachvollziehen (vgl. Kap. 2.1.3). Ohne die von Said als prototypische Orientalismen herausgearbeiteten Vorstellungen von der zivilisatorischen Rückständigkeit ›des Islams‹ bzw. arabischsprachiger Weltregionen hätten politische Analysten wie Huntington Thesen wie die des »Clash of Civilization« nicht aufstellen können. Ähnliches gilt auch für die Bezeichnungs- und Bedeutungsverschiebungen in Bezug auf die sogenannten ›Gastarbeiter*innen‹ in Deutschland, welche zunächst als ›Ausländer*innen‹ und nach Liberalisierung des Staatsbürgerschaftsrechts als ›Muslim*innen‹ verändert wurden. Diskurse fließen in Form von Bedeutungen und Bezeichnungen – d.h. einem gleichsam institutionalisierten und praktizierten Wissen – also durch die Zeit; seine temporale Spezifität gilt es in der empirischen Analyse folglich zu berücksichtigen.

2.3.1.3 Rassismus in Diskursumwelten: Öffentlichkeit, Massenmedien, interpersonale Kommunikation, Online-Kommunikation

Alltagskommunikation findet in modernen Gesellschaften nicht isoliert von öffentlichen oder halb-öffentlichen Diskursen statt. Alltagsgespräche sind nicht nur zeitlich und räumlich verortet, unterliegen mithin bestimmten symbolischen Tradierungen und Kontinuitätslinien und sind mit gesellschaftlichen Praxen und Strukturen verflochten. Sie werden zudem beeinflusst von »higher levels of discursive communication« (van Dijk 1987: 40), jenen in gesellschaftlichen Institutionen verorteten Auseinandersetzungen – etwa in Regierungen, Parlamenten, Gerichten, Unternehmen, zivilgesellschaftlichen Organisationen, Verbänden, Kirchen, sozialen Gruppierungen –, die heute meist über Massenmedien⁷⁹ in den Kommunikationsraum Öffentlichkeit eindringen (vgl. Jarren & Donges 2006: 123f.). Worüber wir uns im Alltag unterhalten, wird von Medien Diskursen sowohl inhaltlich vorbereitet (Themen, Meinungen, Argumentationen usw.) als auch formell gerahmt (Sprache, Konzepte, Bezeichnungen usw.). Van Dijk vermutet daher zu Recht, dass

79 Der Begriff der Massenmedien leitet sich vom Begriff der Massenkommunikation ab. Im klassischen Sinne (d.h. in Bezug auf Maletzke 1963) meint Massenkommunikation »in einem sehr weiten Sinne politische, ökonomische, soziale und kulturelle Prozesse, die durch das Vorhandensein von klassischen Massenmedien wie Zeitung, Zeitschrift, Hörfunk und Fernsehen ausgelöst werden und die sich in den Massenmedien selbst widerspiegeln. In einem engeren Sinne versteht man unter klassischer Massenkommunikation von Medienkommunikatoren [! usw.] (also von Journalisten, Moderatoren, Kommentatoren, Entertainern etc.) öffentliche, indirekte, über technische Medien (Presse, Radio, Fernsehen) und weitestgehend einseitig an eine Vielzahl von Menschen gerichtete Aussagen (informierender, bildender, überredender,werbender oder unterhaltender Natur), die von ihren Empfängern entschlüsselt sowie mit Sinn verbunden und mit Bedeutung versehen werden.« (Pürer 2014: 78) Bennett weist auf die Praktikabilität bei gleichzeitig mangelnder Präzision des Begriffs »Massenmedien« hin. Trotzdem jeder sofort wisse, was damit gemeint sei, gebe es doch große Unterschiede nicht nur zwischen einzelnen Medienformaten, sondern auch ihren Verhältnissen zu Staat, Gesellschaft und Ökonomie (vgl. 1998: 30). Burkart ist sich indes sicher, dass »[a]uch wenn sich Inhalte und Angebotsmuster im Massenkommunikationsprozess laufend verändern, das Publikum [...] den Massenmedien (noch sehr lange) nicht verlorengehen« wird (2002: 177).

»[...] because the media provide the daily discourse input for most adult citizens, their role as a prevailing discourse and attitude context for thought and talk about ethnic groups is probably unsurpassed by any other institutional or public source of communication« (1987: 41).

Auch wenn wir, wie im Kapitel zum Encoding-Decoding-Modell von Hall ausführlich dargelegt, von der Polysemie medialer Texte und der Interpretationsaktivität der Rezipierenden überzeugt sind und mithin davon, dass Medieninhalte nicht einfach auf die Rezipierenden »übertragen« werden, lässt sich aus ideologietheoretischer Perspektive ein Machtgefälle innerhalb massenmedialer Kommunikationsprozesse nicht von der Hand weisen. Wo Hall Medien als »machtvolle Quelle von Vorstellungen über ›Rasse‹ bezeichnet« und damit insbesondere *mediale Repräsentationen* von Gesellschaft meint, jene »Bilder, Beschreibungen, Erklärungen und Rahmen, die erklären, wie die Welt aussieht und warum sie so funktioniert, wie sie dem Sagen und Zeigen nach funktioniert« (Hall 1989b: 155), identifiziert Peters strukturelle Beschränkungen, die, auf Differenzierungs- und Professionalisierungsprozessen beruhend, für ein Ungleichgewicht zwischen Produzent*innen und Publikum sorgen (vgl. 1994). Mit anderen Worten: Mediendiskurse haben gegenüber den nicht-organisierten Alltagsakteur*innen, wie sie uns im Rahmen dieser Arbeit interessieren, eine eindeutig privilegierte Position inne. Was die Beeinflussung der öffentlichen Agenda angeht, also der Diskurssphäre, die unsere Alltagsgespräche symbolisch versorgt, sind ihre »Produkte« deutlich machtvoller und gesellschaftlich einflussreicher als die persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen der Leute.

Dafür lässt sich nun eine Vielzahl an Gründen ins Feld führen, die von technischen Produktionsverhältnissen, institutionellen/personellen Verflechtungen zwischen Medien, Politik und Ökonomie über journalistische Berufsstandards hin zu physischer Ressourcenknappheit und außermedialen Status- und Wissensunterschieden reichen. Sie alle erläutern auch, warum normative Modelle von öffentlicher Kommunikation, wie etwa das deliberative Modell Jürgen Habermas' (1990 [1962], 1998), nur bedingt unter den gesellschaftlichen Bedingungen einer differenzierten, kapitalistischen, globalisierten Wirklichkeit einzulösen sind.

Öffentlichkeit nach Habermas

Aus der Perspektive Habermas' hat Öffentlichkeit für demokratische Gesellschaften sowohl eine institutionelle als auch eine diskursive Funktion: Sie vermittelt zwischen politischem Zentrum und zivilgesellschaftlicher Peripherie, indem sie einerseits politische Handlungsprozesse transparent und andererseits aktuell relevante Themen, Meinungen und Bedürfnisse der Bürger*innen öffentlich sichtbar und mithin politisch adressierbar macht. Ihren diskursiven Charakter hingegen entfaltet Öffentlichkeit in Prozessen des kommunikativen Handelns, d.h. in rationalen Debatten zwischen sich als Gleiche ansehenden Kommunikationspartner*innen, die nicht auf Überredung, sondern auf (einstweiligen) Konsens zielen (vgl. Joas & Knöbl 2004; Fraser 1994; Peters 1994). Dabei ist Öffentlichkeit mit den alltäglichen Lebenswelten der Leute insofern verbunden,

als in ihr Themen diskursiv⁸⁰ verhandelt werden, über die Uneinigkeit besteht bzw. die als neue Phänomene einer gesellschaftlichen Verständigung bedürfen. Aus der Öffentlichkeitstheoretischen Perspektive Habermas' bilden öffentliche Diskurse dabei das Aktionsfeld, auf dem über gesellschaftlich Relevantes, Kontroverses und sozial Folgenreiches unter Einhaltung spezifischer Kommunikationsregeln gestritten wird. Die Ergebnisse dieser Debatten gehen dann in die Lebenswelten der Beteiligten ein – und mithin auch in die außermediale Alltagskommunikation der Leute. Gleichzeitig ist davon auszugehen, dass die öffentlich stattfindenden Debatten immer auch im privaten Alltag mitreflektiert bzw. vor- und nachreflektiert werden.

Auch wenn öffentliche Diskurse, wie sie empirisch vorliegen, nun keinesfalls herrschaftsfrei und ausnahmslos verständnisorientiert sind, wie Habermas' Idealmodell es einfordert, so hilft dieses uns doch, die Beziehung zwischen öffentlicher und privater Kommunikation in ihrer theoretischen Form etwas genauer zu betrachten. Dabei ist die massenmediale Öffentlichkeit keinesfalls die einzige Art der öffentlichen bzw. semiöffentlichen Kommunikation, die auf Alltagsgespräche Einfluss nehmen kann. Gerhards und Neidhardt (1990) unterscheiden hier drei Öffentlichkeitsebenen: 1) einfache Interaktionssysteme, sogenannte *Encounters*, 2) *öffentliche Veranstaltungen* und 3) *Massenmedienkommunikation*. Gesellschaftlich verfügbares Wissen kann auf allen Ebenen unter jeweils spezifischen kommunikativen Bedingungen vermittelt bzw. neu verhandelt werden.

Öffentlichkeitsebene I: Encounters

Einfache Interaktionssysteme bilden sich aus, wenn »Menschen heterogener Herkünfte mehr oder weniger zufällig aufeinander treffen und miteinander kommunizieren« (Gerhards & Neidhardt 1990: 20). Dies können etwa Gespräche am Arbeitsplatz, am Wohnort, beim Sport, an der Supermarktkasse sein. Diese »kleinen Öffentlichkeiten« sind von großer Instabilität und relativer Strukturlosigkeit gekennzeichnet, d.h. sie formen sich mit der Auswahl des Themas und der Zusammensetzung der Akteur*innen und Meinungen immer wieder neu. Trotz der hohen thematischen und personalen Fluktuation, sind diese gewissermaßen alltäglichen Interaktionssysteme keinesfalls folgenlos (vgl. ebd.): In ihnen können Informationen relativ frei ausgetauscht und – wenn auch wenig synergetisch und nachhaltig – validiert werden, es besteht keinerlei Kontrolle »von außen«. Die Teilnehmer*innen kontrollieren sich allenfalls untereinander, etwa, wenn gegen spezifische Gesprächsregeln und Meinungstabus verstoßen wird. Encounters geben den Teilnehmer*innen also einerseits die Gelegenheit, relativ zwanglos miteinander ins Gespräch zu kommen, Themen selbst zu setzen und Meinungen auszutauschen. Gleichzeitig sind sie ein Ort, an dem aktuelle öffentliche Themen diskutiert und lebensweltlich angeeignet werden. Damit stellen sie neben weiteren Formen der Anschlusskommunikation (vgl. Porten-Cheé 2017) – insbesondere denen, die sich unter Ausschluss der Öffentlichkeit vollziehen (s.u.) – ein wichtiges Forum für die Weitervermittlung und Aushandlung öffentlich verfügbarer Informationen dar. Encounters

80 Diskurs wird bei Habermas verstanden als argumentative Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Diskursteilnehmenden mit dem Ziel der Verständigung und des Konsens. Anders als in der vorliegenden Arbeit geht es ihm nicht um Fragen der Wissensproduktion und Machtstabilisierung.

bilden dabei einen »Raum« sowohl für die halb private, halb öffentliche⁸¹ Nachbereitung medienvermittelter Thematiken, als auch für den Austausch von lebensweltlichen Erfahrungen unter den Kommunikationsteilnehmer*innen.

Öffentlichkeitsebene II: Öffentliche Veranstaltungen

Bei öffentlichen Veranstaltungen handelt es sich nun um »thematisch zentrierte Interaktions-systeme« (Gerhards & Neidhardt 1990: 22, Herv.i.O.), andernorts finden sich auch Bezeichnungen wie Organisations-, Themen- oder Versammlungsöffentlichkeit (vgl. Jarren & Donges 2006: 105; Neidhardt 1994: 10). Es handelt sich um Interaktions-systeme, die im Vorfeld geplant wurden und dabei »voraussetzungsvoller [sind] als die spontanen Encounters« (Gerhards & Neidhardt 1990: 22). Auch sind sie deutlich strukturierter, was sich nicht nur an der Festlegung eines Themas zeige, sondern auch an der Rollendifferenzierung in Sprecher*innen, Moderator*innen und Publikum. Innerhalb des Veranstaltungsrahmens bildet sich darüber hinaus zumeist eine »homogene öffentliche Meinung« aus, die durch die Zusammensetzung der Teilnehmer*innen – sowohl auf Sprecher*innen- als auch auf Publikumsseite – zustande kommt. Voraussetzung für die Teilnahme (Publikum) ist ein grundsätzliches Themeninteresse bzw. eine thematische Expertise (Sprecher*in). Die Reichweite der im Rahmen der Veranstaltung entstandenen öffentlichen Meinung ist zunächst auf den Kreis der Anwesenden beschränkt; sie kann diesen jedoch durch sich anschließende Kommunikation (private Gespräche, Medienberichterstattung) potentiell transzendieren.

Eine Sonderform der Veranstaltungsöffentlichkeit stellen kollektive Proteste dar, die von den Autoren als »Zuspitzung öffentlicher Kommunikation« bezeichnet werden, da es bei ihrer »spezifischen Handlungsform« nicht mehr um Diskussionen, sondern um kollektive Aktion geht (vgl. Gerhards & Neidhardt 1990: 23). Bei ihnen kann – stärker als bei Diskussionsveranstaltungen – davon ausgegangen werden, dass die Teilnehmer*innen mit der dominanten Meinung übereinstimmen, sie diese einem größeren Adressat*innenkreis (der Straßenöffentlichkeit, der gesellschaftlichen Öffentlichkeit) vermitteln wollen. Solche Veranstaltungen können nun einerseits Foren für die Artikulation alternativer Wirklichkeitsvorstellungen sein: In diesem Fall wären die Teilnehmer*innen beispielsweise mit aktuellen gesellschaftlichen Regelungen nicht einverstanden und möchten durch ihren Protest zu deren Änderung beitragen. Das hier zirkulierende Wissen stünde dabei dem hegemonialen gesellschaftlichen Wissen entweder entgegen (im Falle von antirassistischen Demonstrationen) oder würde dieses auf extreme Weise zuspitzen und radikalieren (im Falle etwa von rechtsextremen Aufmärschen). Veranstaltungen können aber auch im Allgemeinen dazu dienen, gesellschaftliches Wissen innerhalb der Zivilgesellschaft als gültige und wünschenswerte Wirklichkeitsvorstellung zu verankern.

81 Jarren und Donges verweisen auf die »fließende[n] Übergänge zwischen privater und öffentlicher Kommunikation im Rahmen der Encounters« (2006: 103).

Öffentlichkeitsebene III: Massenmedienkommunikation

Öffentliche Kommunikation ist in modernen, differenzierten Gesellschaften nun v.a. Massen-kommunikation (vgl. ebd.). Die Autoren unterscheiden diese in mehrfacher Hinsicht von den beiden anderen Interaktionsformen: 1) benötigt Massenkommunikation eine technische Infrastruktur, 2) basiert sie auf der Ausdifferenzierung und Professionalisierung von Leistungsrollen (z.B. Journalist*innen, Eigentümer*innen, technisches Personal) und 3) sorgt sie für eine Veränderung der »Publikumsrolle«; dieses ist hier dispers und in seinen direkten Einflussmöglichkeiten deutlich beschränkt. Die massenmediale Öffentlichkeit ist als einzige in der Lage, eine weitreichende gesellschaftliche Aufmerksamkeit und Wahrnehmung eines Themas, einer Meinung oder eines Ereignisses herzustellen. Gleichzeitig dient sie als potentieller Verstärker für die Themen auf den kleineren Öffentlichkeitsebenen. Hinsichtlich der »prinzipiellen Unabgeschlossenheit des Publikums« (Habermas 1990 [1962]: 98) bestehen im Rahmen von massenmedialer Kommunikation nun einige Zugangshürden, auch wenn diese in thematischer Hinsicht anders gelagert sind als in personaler (Themen von potentiell gesellschaftlicher Relevanz finden eher Eingang als die spezifische Stimme des Mannes auf der Straße).

Fragen wir nun nach der Rolle der Massenmedien bei der Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit, mithin bei der Bereitstellung eines gesellschaftlich anerkannten Wissens – über den ›muslimischen Anderen‹ und mithin auch über uns selbst –, so lohnt es sich, ganz im Einklang mit der wissenssoziologischen Perspektive Berger und Luckmanns, eine sozialkonstruktivistische Sicht einzunehmen.

»The general idea that the mass media influence what most people believe to be reality is of course an old one and is embedded in theories of propaganda and ideology [...]. The unthinking, but unceasing, promotion by media of nationalism, patriotism, social conformity, and belief systems could all be interpreted as examples of social construction. [...] Aside from the question of ideology, there has been much attention to social construction at work in relation to mass media news, entertainment, and popular culture and in the formation of public opinion. [...] Social construction refers to the processes by which events, persons, values, and ideas are first defined or interpreted in a certain way and given value or priority, largely by mass media, leading to the (personal) construction of larger pictures of reality. Here, the ideas of ›framing‹ and ›schemata‹ play their part.« (McQuail 2010: 101)

Was McQuail hier mit den Begriffen »entertainment and popular culture« anspricht, wollen wir für einen Moment etwas genauer beleuchten. Berücksichtigt werden soll dabei, dass massenmediale Diskurse keinesfalls ausschließlich aus seriösen Informationen über derzeitige Entwicklungen im nationalen Parlament, innerhalb der internationalen Staatengemeinschaft oder auf dem Binnen- und Weltmarkt bestehen. Massenmedien sind mehr als die Informations-, Kontroll- und Integrationsfunktionen des Nachrichtenjournalismus. Gerade in Zeiten, in denen die Auflagenzahlen großer Zeitungen schwinden (vgl. Thomä 2014: 1ff.), gilt es, die politische Dimension popkultureller Medieninhalte ins Auge zu fassen. Wenn also etwa SEX AND THE CITY-Folgen dafür genutzt werden, Vorstellungen moderner Weiblichkeit zu verhandeln (vgl. Corda 2016; kritisch: McRobbie 2010: 44) oder orientalistische Darstellungen von ›Muslim*in-

nen« im Hollywood-Film rassistische Feindbilder reproduzieren (vgl. Shaheen 2000), dann sind damit eben jene gesellschaftsrelevanten Facetten von Popkultur angesprochen. Forscher*innen wie Hermes (2005, 2006), Hartley (1996) oder Klaus & Lünenborg (2004) nutzen dabei den Begriff des *Cultural Citizenship*, um auf die identitäts- und gemeinschaftsstiftenden Potentiale von Popkultur hinzuweisen.

»Cultural Citizenship ist eine wesentliche Dimension von ›Staatsbürgerschaft‹ in der Mediengesellschaft. Sie umfasst all jene kulturellen Praktiken, die sich vor dem Hintergrund ungleicher Machtverhältnisse entfalten und die kompetente Teilhabe an den symbolischen Ressourcen der Gesellschaft ermöglichen. Massenmedien sind dabei der Motor und Akteur der selbst- und zugleich fremdbestimmten Herstellung von individuellen, gruppenspezifischen und gesellschaftlichen Identitäten.« (Klaus & Lünenborg 2004: 200)

Cultural Citizenship wird maßgeblich durch die Rezeption und (Re-)Produktion von Popkultur hergestellt (vgl. Hermes 2006: 1). Dabei leitet sich das demokratische Potential popkultureller Medieninhalte insbesondere daraus ab, dass die Rezipierenden die (relative) Interpretationsfreiheit haben, sich den medialen Bedeutungsangeboten zu entziehen, sich ihnen schöpferisch zu widersetzen (vgl. Fiske 1989) und dabei nicht nur eigene Formen gemeinschaftlicher Bindung zu stiften, sondern auch aktiv gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse (z.B. kapitalistischer, sexistischer, rassistischer Art) zu kritisieren.

Wir können also *zusammenfassen*, dass massenmediale Kommunikation ein zentraler Ort für die Herstellung, Reproduktion, aber auch für die Umdeutung und Neuverhandlung hegemonialer Wirklichkeitsvorstellungen innerhalb moderner Gesellschaften ist. In ihrer Dauerhaftigkeit, den strukturellen Interdependenzen mit anderen Gesellschaftssystemen (Politik, Wirtschaft, Wissenschaft), ihrer Rollenprofessionalisierung und gesellschaftlichen Reichweite liegt begründet, warum ihr eine zentrale Bedeutung in der Vermittlung gesellschaftlichen Wissens zukommt. Medien sind dabei jedoch nicht als einheitliche Vermittlungsmaschinen rassistischer Vorstellungen zu verstehen: Vielmehr sind sie »auch einer der Orte, an dem diese Vorstellungen artikuliert, transformiert, aus- und umgearbeitet werden« (Hall 1989b: 155). Neben explizit rassistischen Inhalten wirken Hall zufolge dabei auch »liberale und humane Vorstellungen«. Sie bieten den aktiven und (potentiell) kritischen Rezipierenden Vorstellungen von Gesellschaft an, die meist an hegemoniale Ideologien anschließen und dieses häufig auch (aber nicht ausschließlich) reproduzieren. Wie dieses medienvermittelte Wissen von Rezipierenden konkret angeeignet wird, ist dabei letztlich eine Frage empirischer Rezeptionsanalysen.

Interpersonale Kommunikation

Massenmediale Kanäle sind nun nicht die einzige Möglichkeit, Wissen über ›Muslim*innen‹ bzw. ›den Islam‹ im Alltag vermittelt zu bekommen. Interpersonale Kommunikationskontexte sind – folgt man den etwas zugespitzten Annahmen van Dijks – von ähnlich großer Relevanz: »it is more likely that people hear about other ethnic groups through informal talk with others or through news reports than from mathematic textbooks, dictionaries, or during doctor's visits« (1987: 123). Bentele und

Beck zufolge sind interpersonale Kommunikation und Massenkommunikation dabei sowohl »historisch« als auch »aktuell miteinander verknüpft« – wobei sich »historisch« auf die Entwicklung moderner Massenmedien und ihr Potential zur zeitlichen und räumlichen Transzendierung interpersonaler Gespräche bezieht (vgl. 1994: 34). »Aktuell« hingegen meint den Umstand, dass massenmedial vermittelte Botschaften häufig zum Gegenstand sozialer Kommunikation werden (vgl. ebd.). Alltagsgespräche bilden zudem die »Basis von Klatsch, Tratsch und Gerüchten«, wobei »durch alltägliche Gespräche nicht nur eine fortlaufende Selbstvergewisserung« erfolgt, sondern auch »ein Erzeugen von Welt« (Höflich 2016: 25). Interpersonale Kommunikation baut dabei keinesfalls ausschließlich auf Medienberichten auf; in ihrem Rahmen können auch persönliche Erfahrungen, Meinungen oder Emotionen ausgetauscht werden. Dabei basiert sie – anders als bei den oben erwähnten Encounters – »oftmals auf dauerhaften Sozialbeziehungen«, wobei die Kommunikationspartner*innen relevante Teile ihres Alltags miteinander teilen (vgl. Bentele & Beck 1994: 35).

Nun wollen wir uns hier nicht lange mit ausführlichen Definitionen interpersonaler Kommunikation aufhalten; diese können an anderer Stelle nachgelesen werden (s.a. Höflich 2016; Pürer 2014). Auch hinsichtlich ihrer soziologischen Grundlagen, wie sie insbesondere vom Symbolischen Interaktionismus entwickelt wurden, wollen wir auf die klassischen Texte aus Perspektive der Kommunikationswissenschaft verweisen (u.a. Krotz 2001; 2003). Uns interessiert interpersonale Kommunikation hier mehr als alltägliche »Quelle« antimuslimischer bzw. differenziert-widerständiger Wissensselemente. Kommunikationswissenschaftliche Wirkungsmodelle wie der *Two-Step* bzw. *Multi-Step-Flow of Communication* sowie der *Meinungsführer-Ansatz* haben sich mit der Relevanz interpersonaler Kommunikation für die Vermittlung von Medieninhalten beschäftigt. Nach umfangreichen Revisionen geht man heute davon aus, dass in modernen Wissensgesellschaften Massenmedien potentiell alle Menschen erreichen und interpersonale Kommunikationskontexte der Ort sind, sich über diese auszutauschen (vgl. Burkart 2002: 214) – ohne dass notwendigerweise kompetente Vermittler*innen eingeschaltet sein müssen. Mit Blick auf die Interviewaussagen lässt sich mithin annehmen, dass Massenmedien als Quellen bzw. Referenzen in Erscheinung treten. Zudem können interpersonale Gespräche auch dazu dienen, Erfahrungen sowie Meinungen auszutauschen, die nicht unmittelbar aus Medienrezeptionen hervorgehen (s.o.). Mit van Dijk können wir bei interpersonaler Kommunikation zwischen direkten und indirekten Quellen unterscheiden: »We may hear about somebody's own personal experiences, or about what they have heard from others' experiences, or about what others have heard or read.« (1987: 123)

Internet & soziale Medien

In der computervermittelten Kommunikation verbinden sich nun massenmediale und interpersonale Kommunikationsformen (vgl. Pürer 2014: 84). Findet diese im Internet statt, lässt sich von Onlinekommunikation sprechen. Der aktuellen ARD/ZDF-Onlinestudie zufolge sind 2021 94 Prozent der Deutschen im Internet unterwegs (vgl. Beisch & Koch 2021: 487). Der dabei zum Einsatz kommende Kommunikationsmodus kann wie folgt definiert werden:

»Onlinekommunikation ist technisch vermittelte, indirekte, teils einseitige (z.B. E-Mail), teils gegenseitige (z.B. Internet Relay Chat), teils private, teils (teil-)öffentliche Kommunikation (z.B. Mailing Lists, Dienstleistungen via Internet oder teil-öffentliche Kommunikation in sozialen Netzwerken). Online-Kommunikation ist überwiegend Kommunikation in Abwesenheit, die Kommunikationspartner können sich gegenseitig meist nicht wahrnehmen, allenfalls imaginieren. Rückkopplungen sind, je nach Kommunikationsangebot und -form, direkt oder nur indirekt möglich.« (Pürer 2014: 77, Herv.i.O.)

Dabei stellt das Web 2.0 mit seiner Vielzahl an Formaten und Diensten neue Mechanismen der Koordination, Strukturierung und Vernetzung bereit, mit der sich einzelne Nutzungsakte miteinander verbinden lassen (vgl. Katzenbach 2008: 24). Stanoevska-Slabeva klassifiziert die Angebote des Web 2.0 in drei grundlegende Formen: 1) content-orientierte Web 2.0-Plattformen, z.B. Weblogs, Wikis und Media-Sharing Seiten wie YouTube, auf denen das Erstellen, Verwalten, Konsumieren und Tauschen von Inhalten möglich ist. 2) beziehungsorientierte Web 2.0-Plattformen, z.B. Facebook oder Xing, die Aufbau und Pflege von sozialen Netzwerken erlauben sowie 3) virtuelle Welten, die dreidimensionale Abbildungen (faktischer bzw. fiktionaler) Realität darstellen (vgl. 2008: 17). Insgesamt vollzieht sich im Web 2.0 ein Wandel des Laienpublikums von Rezipierenden zu Kommunikator*innen (vgl. Neuberger, Nuernbergk & Rischke 2007: 96). Den Internetnutzer*innen von heute stehen mit ihm diverse Plattformen zur Verfügung, um sich über private und öffentliche Themen auszutauschen, sich in Online-Communities zu vernetzen, Informationen – zumeist über Algorithmen dem persönlichen Umfeld angepasst (vgl. Frees & Koch 2018: 398) – zu suchen oder Content anderen Formatursprungs (z.B. via Online-Mediatheken, Radio-Streams, Online-Magazine) zu konsumieren. Die sich dabei vollziehende »kommunikative Öffnung« (Bieber 1999: 188), die sich sowohl in der exponentiell gestiegenen Zahl an Kommunikator*innen zeigt, als auch in der quantitativen wie qualitativen Entgrenzung öffentlich verhandelter Themen, wird dabei seit Jahren von Debatten über gesellschaftliche Demokratisierungs-, Fragmentierungs- und Dezivilisierungsprozesse begleitet.

Im Mittelpunkt dieser Debatten stehen in jüngster Zeit insbesondere Fragen zu den politischen Auswirkungen von Fake News, Hate Speech, Social Bots⁸² sowie zur hegemonialen Marktposition der US-Unternehmen Facebook und Google und ihren algorithmusbasierten Filtermechanismen (vgl. u.a. Avaaz-Report 2019; Reuter et al. 2019; Baldauf, Erbner & Guhl 2018; Serrano et al. 2018; Tworek 2017). In Deutschland etwa nutzt mittlerweile jede*r dritte Onliner*in soziale Medien für den Nachrichtenkonsum; unter den 18- bis 24-jährigen sind es 50 Prozent (vgl. Hölzig & Hasebring 2019: 5). In Verbindung mit dem Erstarken rechtspopulistischer Bewegungen und dem anhaltenden Erfolg rechter Parteien in Europa und den USA wird sozialen Medien ein mitunter erhebliches Einflusspotential attestiert. So sind es rechtspopulistische Parteien

82 Als Social Bots werden automatische Accounts bezeichnet, die menschliche Online-Aktivitäten [z.B. Antworten, Hashtag-Übernahmen] nachahmen mit dem Ziel, das Verhalten der Internet-User zu beeinflussen [z.B. durch das Verbreiten von Werbung]. Es gilt als nachgewiesen, dass durch diese bereits Themen-Trends auf sozialen Netzwerken manipuliert wurden (vgl. Serrano et al. 2018: 21).

wie der französische Front National oder die deutsche AfD, die auf sozialen Netzwerken wie Facebook höhere Beliebtheitswerte erzielen als etablierte Politiker und Parteien wie etwa SPD und CDU (vgl. Tworek 2017: 6). Problematisch ist jedoch nicht nur die Popularität rechtspopulistischer Akteur*innen im Internet. Einer aktuellen Untersuchung des Bürger-Netzwerks Avaaz zufolge wurden mehr als 500 verdächtige Facebook-Seiten mit rechtspopulistischem und -extremem Gedankengut identifiziert, die im Vorfeld der Europawahlen 2019 Falschinformationen und Hetze verbreiteten – mehr als 131 davon in Deutschland (vgl. 2019: 6). Auch Serrano et al. sprechen von einer hohen Reichweite AfD-bezogener »propaganda topics«, die sie in ihrer Analyse verschiedener Formen von Online-Manipulation im Rahmen der Bundestagswahlen 2017 untersuchten. Dabei stellten sie auch fest, dass fake-news-ähnliche Inhalte ausnahmslos auf die sogenannte »Flüchtlingskrise« zielten (vgl. 2018: 18f.). Entsprechend kann davon ausgegangen werden, dass das Phänomen des *Online Hate Speech* sich insbesondere gegen Migrant*innen und die liberale Gesellschaft (vgl. Krause 2017) – verstanden als humanitär, pluralistisch und progressiv – richtet.

Während in der Debatte über den Einfluss sozialer Medien auf die Popularität rechter Parteien und die ethische Entgrenzung des öffentlichen Diskurses auch traditionelle Massenmedien in die Verantwortung genommen werden (vgl. Hafez 2016), stellt sich insgesamt doch die Frage, wie sich eine öffentliche Auseinandersetzung zu gesellschaftsrelevanten Themen verändert, wenn diese jenseits journalistischer Gatekeeper auf den (rechtspopulistisch dominierten) Kanälen von Facebook, Twitter und Co. geführt wird. Als Informations- und Erfahrungsressourcen über »Muslim*innen«, »den Islam« und Migrant*innen, so legen es die zitierten Forschungen nahe, sollten diese jedenfalls mehr noch als klassische Massenmedien mit kritischer Distanz und medienkompetenter Haltung rezipiert werden.

Zusammenfassung

Ziel des Kapitels war es, die Bedeutung massenmedialer Diskurse als Bedeutungslieferanten für Alltagsgespräche herauszustellen. Festhalten lässt sich, dass trotz der Interpretationsaktivität der Rezipierenden und der relativen Bedeutungsoffenheit der Texte, ein asymmetrisches Verhältnis zwischen diesen beiden Diskursformen existiert. Massenmedien haben aufgrund ihrer institutionalisierten, hochgradig professionalisierten Struktur, ihrer technischen Kapazitäten und der engen Verflechtung mit anderen Gesellschaftssystemen wie Politik und Wirtschaft einen deutlich größeren Einfluss auf Inhalte und Form von Alltagsgesprächen als umgekehrt. Auch wenn wir mit Hall betonen wollen, dass Mediendiskurse alles andere als homogen oder gar programmatisch sind – im Gegenteil, eine große Bandbreite verschiedener Perspektiven innerhalb der Medien vertreten ist⁸³ – so tragen sie doch erheblich zur Reproduktion hegemonialer Denkweisen innerhalb von Gesellschaft bei. Vor diesem Hintergrund lässt sich davon ausgehen, dass im Rahmen der Interviewaussagen Referenzen auf

83 Siehe etwa journalistische Zusammenschlüsse wie die *Neuen Deutschen Medienmacher*innen* (ndm), in der sich Medienschaffende mit und ohne Migrationserfahrungen vernetzen, mit dem Ziel, die gesellschaftliche Diversität auch in den Medien sichtbarer zu machen (vgl. ndm 2019).

Medienberichte – implizit sowie explizit – getätigt werden. Massenmedienkommunikation stellt jedoch nicht die einzige Art der öffentlichen Kommunikation dar. Mit Gerhards und Neidhardt Systematisierung von Öffentlichkeitsebenen wird es möglich, auch Veranstaltungen, öffentliche Proteste bzw. Demonstrationen sowie spontane Encounters als potentielle Erfahrungsquellen antimuslimisch-rassistischer bzw. differenziert-widerständiger Wissensselemente in den Aussagen der Interviewpartner*innen zu identifizieren. Dasselbe trifft auch auf interpersonale Kommunikationskontexte zu, in denen Medieninhalte nicht nur nachverhandelt werden, sondern die Kommunikationspartner*innen auch persönliche Erfahrungen, Meinungen und Emotionen austauschen können. Online-Kommunikation schließlich – als hybrides Querschnittsformat – ermöglicht sowohl massenmediale als auch interpersonale Informations-, Austausch- und Vernetzungsprozesse, wobei hier nicht nur Medienformate, sondern auch Kommunikationsmodi (öffentlich – privat) konvergieren. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wird uns die Frage beschäftigen, inwieweit die Interviewpartner*innen auf massenmedial, interpersonal oder online-vermittelte Kommunikationsinhalte und -interaktionen Bezug nehmen und wie sie diese in ihre Bedeutungsproduktionen über ›Muslim*innen‹ einflechten.

2.3.2 Diskursanalytische Perspektiven auf rassistische Alltagssprache

Wir haben in den vorhergehenden Kapiteln, die ein diskurstheoretisches Schlaglicht auf den Begriff des Rassismus werfen, immer wieder betont, dass es uns dabei auf ein Diskurs-Verständnis ankommt, das sowohl den transindividuellen, institutionalisierten Charakter von Diskursen berücksichtigt, als auch dessen praktische, vom individuellen Sprechen abhängige Komponente betont. In den nachfolgenden Ausführungen werden diskursanalytische Überlegungen eingeführt, die eben diese Sichtweise weiter konkretisieren. Sie sollen Aufschluss darüber geben, wie im Rahmen alltagskommunikativer Diskurspraxen soziale Wirklichkeit durch die Sprechenden *konkret* konstruiert wird: Welche Prozeduren, Techniken und Strategien werden benutzt, um die eigenen Aussagen zu dem zu machen, was Jäger als ein für-wahr gehaltenes »Wissen« bezeichnet?

Wir wenden uns zu diesem Zweck einem der führenden Diskursanalytiker des englischsprachigen Raums zu, Jonathan Potter, der in seiner Einführung *Representing Reality* (1996) verschiedene diskursive Praktiken vorstellt, die Aufschluss darüber geben, wie das Gesagte *als faktisch konstruiert* wird und welche *Handlungen* mittels faktischer Beschreibungen (»factual descriptions«) vollzogen werden. In Potters eigenen Worten:

»First, how are descriptions produced so they will be treated as factual? That is, how are they made to appear solid, neutral, independent of the speaker, and to be merely mirroring some aspect of the world? [...] Second, how are these factual descriptions put together in ways that allow them to perform particular actions? What kind of activities are commonly done using descriptions? And why might descriptions be suitable for doing those activities?« (1996: 1)

Wir wollen uns nachfolgend zunächst mit dem rhetorischen Charakter von Alltagsdiskursen beschäftigen. Dabei spielt die von Michael Billig – einem weiteren namhaften

Diskursanalytiker aus dem Feld der Diskursiven Psychologie – aufgestellte These von der rhetorischen Natur interpersonalen Interaktionen eine zentrale Rolle (vgl. 1991: 143). Im Anschluss werden die von Potter herausgearbeiteten diskursiven Prozeduren dargestellt, die, der »double orientation« faktischer Beschreibungen folgend, nach *handlungsorientierten Prozeduren* und *epistemologisch orientierten Prozeduren* unterschieden werden (vgl. 1996: 108). Darauf folgt eine ergänzende Übersicht über die für die Analyse ebenfalls wichtigen Begriffe *Topoi*, *Narrativ* und *Kollektivsymbol* sowie abschließend eine Auseinandersetzung mit dem Konzept des *ideologischen Dilemmas*, welches ebenfalls auf die Arbeiten Billigs (vgl. Billig et al. 1988) zurückgeht.

2.3.2.1 Rhetorische Funktionen rassistischer Sprache

Indem wir uns zunächst den rhetorischen Funktionen von Sprache – und insbesondere rassistischer Alltagssprache – zuwenden, nehmen wir ernst, worauf Billig und Kolleg*innen mit ihrem rhetorischen Ansatz innerhalb der Sozialpsychologie anheben: »The rhetorical approach to social psychology points to the importance of argumentation in social life and draws a connection between arguing and thinking.« (Billig 1991: 142) Konkreter noch wird betont, dass Ideologien keinesfalls notwendigerweise die Wahrnehmungen der Leute im Alltag determinieren bzw. unterdrücken (wie dies etwa nach klassisch-marxistischem Verständnis gedacht würde). Vielmehr stellen Ideologien, eben auch rassistische, die symbolischen Ressourcen zur Verfügung, mit denen das alltägliche Argumentieren und Denken überhaupt möglich wird (vgl. Billig et al. 1988). Indem Billig die rhetorisch-argumentativen Aspekte von Alltagssprache hervorhebt, entwirft er gleichzeitig ein Gegenkonzept zum klassisch-sozialpsychologischen Verständnis von Einstellungen.⁸⁴ Anstatt (verbalisierte) Einstellungen als individuelle Evaluationen in Reaktion auf einen (sozialen) Stimulus zu konzeptualisieren, begreift er diese als Positionierungen *innerhalb* existierender gesellschaftlicher Kontroversen:

»Every attitude *in favor* of a position is also, implicitly but more often explicitly, also a stance *against* the counter-position. Because attitudes are stances on matters of controversy, we can expect attitude holders to justify their position and criticize the counter-position.« (Billig 1991: 143, Herv.i.O.)

Potter zufolge kann dasselbe Argument, das hier für Einstellungen greift, auch auf faktische Beschreibungen angewandt werden. »The consequence of emphasizing rhetoric here will be that, when descriptions are analysed, part of the interest will be in what alternative claims or arguments are being undermined.« (1996: 106) Eine Eigenschaft

84 Siehe hierzu auch Kap. 1.1.2. Potter grenzt seinen Ansatz von der klassischen Persuasionsforschung ab: »Often rhetoric is treated as virtually synonymous with persuasion [...]. However, this can easily turn the study of rhetoric into an exercise in cognitive psychology. It will treat the answer to the question of whether rhetoric is effective as dependent on an assessment of whether there has been a change in mental state in the audience. The way rhetoric is used here will not depend on psychological judgements of this kind. Instead, rhetoric will be treated as a feature of the antagonistic relationship between versions: how a description counters an alternative description, and how it is organized in turn, to resist being countered.« (1996: 108)

aller Beschreibungen sei mithin die Tatsache, dass sie einer Reihe anderer konkurrierender Beschreibungen – tatsächlich oder nur potentiell – widerspricht. Jede Aussage basiert mithin auf Entscheidungen, die die sprechende Person trifft, sei es nun bewusst oder – wie für Alltagskontext üblicher – unbewusst.

Wie sieht dieses »countering«/widersprechen und »undermining«/unterwandern anderer potentieller Beschreibungen nun konkret aus? Worin lässt sich das »reifying«/vergegenständlichen der eigenen Beschreibungen als unhinterfragte Tatsachen erkennen? Potter unterscheidet hier zwischen einer *offensiven* und einer *defensiven Rhetorik*: Erstere legt es darauf an, alternative Versionen zu bearbeiten, zu beschädigen oder neu zu »framen«. Dabei geht es v.a. darum, fremde Positionen als motiviert, verzerrt oder falsch darzustellen. Letztere zielt hingegen darauf ab, sich vor unterwandernden und widerlegenden Argumenten zu schützen. Dies wird diskurspraktisch realisiert, indem die eigenen konstruierten Wirklichkeitsversionen als solide, faktisch und unzweifelhaft präsentiert werden. Der Inhalt der Beschreibung – ein Gedanke, ein Ereignis, eine Reihe von Umständen – werden dabei objektiviert, ihr Konstruktionscharakter unsichtbar gemacht (vgl. ebd.: 107). Eine Analyse alltagskommunikativer Diskurspraxen sollte, das lässt sich an dieser Stelle schlussfolgern, stets einen doppelten Fokus einnehmen: sowohl auf die defensiven als auch auf die offensiven Techniken achten. Wir werden mithin fragen, auf welche Weise die Interviewpartner*innen ihre Aussagen über »Muslim*innen« als Tatsachen präsentieren und wie sie sich gegen etwaige (antizipierte) Gegenargumente schützen.

Dies ist zunächst einmal eine eher allgemeine Frage an unser Material. Sie lässt sich vor dem Hintergrund detaillierterer Ausführungen zu den rhetorischen Funktionen von Alltagssprache weiter konkretisieren. Diesem Ziel widmen wir uns im nun folgenden Kapitel, welches die oben angesprochene »Doppel-Orientierung« faktischer Beschreibungen in konkrete diskursive Techniken und Prozeduren auffächert.

Rhetorische Funktionen: Handlungsorientierte und epistemologisch orientierte Techniken

Zunächst einmal soll die Unterscheidung Potters in handlungsorientierte und epistemologisch orientierte Beschreibungstechniken noch einmal aufgegriffen werden. *Handlungsorientierung* meint hier, dass Beschreibungen von den Sprechenden gebraucht werden, um eine bestimmte Handlung auszuführen. Diese kann durch sie selbst vollzogen oder aber eine andere Person kann durch die Beschreibung zu einer Handlung aufgefordert werden. *Epistemologische Orientierung* meint hingegen den Aufbau einer Beschreibung mit dem Ziel, diese als »reine Beschreibung« zu präsentieren, »[to] tell it how it is« (Potter 1996: 108, Herv.i.O.). Die epistemologische Orientierung muss dabei selbst als eine Form der Handlung verstanden werden, als eine Art kommunikativer Konstruktionsprozess: »it is something built by speakers or writers – although it does not assume that this building is necessarily, even often, conscious or strategic«. Zudem zielt der Begriff »epistemologisch« keinesfalls auf eine philosophische Auseinandersetzung mit dem Ziel, wahre von falschen Aussagen zu trennen. Vielmehr geht es um den »practical, situated concern with making descriptions credible« (ebd.: 121).

Selbstverständlich handelt es sich bei Potters Klassifikation um eine analytische Trennung, die in der Empirie mit großer Wahrscheinlichkeit in verschiedenen Misch-

formen auftritt. Dies wird schon daran ersichtlich, dass jeder Beschreibung ein kommunikativer Konstruktionsprozess zugrunde liegt, auch dann (oder gerade dann), wenn sie mit einer gezielten Handlungsaufforderung verbunden ist. In den nachfolgenden Übersichten haben wir die verschiedenen Techniken, wie sie von Potter vorgestellt und diskutiert werden, zusammengefasst. Wir haben diese nicht vollständig übernommen, sondern nur diejenigen selektiert, die für den Untersuchungsgegenstand relevant erscheinen. In den untenstehenden Tabellen werden die Techniken jeweils benannt und in ihrer Funktion beschrieben. Ein knappes Beispiel – das die Komplexität gerade subtiler und impliziter Techniken jedoch keinesfalls einfangen kann, für diese sei auf den Originaltext verwiesen – soll sie veranschaulichen. Die Übersichten sollen die anschließende Materialanalyse vorbereiten und systematisieren. Sie sollen uns dazu dienen, entsprechende Techniken und Prozeduren in den Aussagen der Interviewpartner*innen in Bezug auf ›Muslim*innen‹ und ›den Islam‹ identifizieren und theoretisch einordnen zu können – insbesondere hinsichtlich der Frage, welche diskurspraktischen Erscheinungsformen ein (impliziter) Alltagsrassismus annehmen kann.

Wir beginnen zunächst mit den epistemologisch orientierten Techniken, die wir in zwei separaten Tabellen darstellen. Tabelle 1 fasst jene Techniken zusammen, die eine spezifische Beziehung zwischen der »faktischen Beschreibung« einerseits und dem bzw. der Sprechenden andererseits konstruieren (vgl. Potter 1996: 122ff.). Tabelle 2 liefert einen Überblick über verschiedene Externalisierungstechniken, die die beschriebenen Objekte, Handlungen etc. als objektiv existent präsentieren; die Involviertheit der Sprecher*innen wird dabei unsichtbar gemacht (vgl. ebd.: 150ff.).

Tabelle 1 (Fortsetzung auf S. 156)

EPISTEMOLOGISCH ORIENTIERTE TECHNIKEN	
FOKUS: BEZIEHUNG ZWISCHEN GESAGTEM UND SPRECHER*INNEN	
TECHNIK	FUNKTION, BESCHREIBUNG & BEISPIEL
HINWEISE AUF ANTEILE/INTERESSEN ANDERER = Diskreditierung alternativer Wirklichkeitsbeschreibungen	
Anteils- & Interessensunterstellungen [Suggestion of Stake & Interest]	Offensive Rhetorik, die Zweifel gegenüber einer oder mehrerer alternativer Versionen äußert, indem die Quelle als unglaubwürdig oder strategisch motiviert präsentiert wird. Bsp.: »...ist ja irgendwie klar, dass die das so darstellen...«

ANTEILS-/INTERESSENSMANAGEMENT = Umgang mit antizipierten Unterstellungen gegenüber den eigenen Wirklichkeitsbeschreibungen	
<i>Demonstration von Neutralität</i>	<i>Offensive Rhetorik</i> , die eine Distanz zwischen Sprecher*in und Gesagtem konstruiert; Verantwortlichkeits- und Interessensunterstellungen werden damit abgewehrt (gerade bei kontroversen Themen). Eine Möglichkeit zur Umsetzung ist das Zitieren Dritter oder allgemeiner Meinungen. Bsp.: »Die Leute denken ja oft, dass...«; »Es wird behauptet, dass...«
<i>Schutz vor Anteils- & Interessensunterstellungen</i> [Stake Inoculation]	<i>Defensive Rhetorik</i> , die Zweifeln an der eigenen Beschreibung vorbeugt, indem sie besonders glaubhaft und faktenbasiert präsentiert wird. Bsp.: »Ich habe das selbst beobachtet, gelesen, gesehen, gehört... etc.«
<i>Geständnis von Anteil & Interesse</i> [Stake Confession]	<i>Offensive Rhetorik</i> , die ein offensichtliches Eigeninteresse direkt anspricht und damit Glaubwürdigkeit bzw. Objektivität konstruiert. Bsp.: »Obwohl ich nicht ganz frei bin von..., muss ich dennoch sagen, dass...«
<i>Subtile Formen</i>	Implizite Hinweise auf das Desinteresse des*r Sprechenden, um Interessensunterstellungen abzuwehren, z.B. durch ein Anzeigen von Faktenunsicherheit. Schwer offenzulegen bzw. nachzuweisen. Bsp.: »...oder so...«; »...ich weiß nicht...«
KOMPETENZZUWEISUNGEN DURCH KATEGORISIERUNG = Verwendung faktizitätssteigernder, personenbezogener Kategorien (z.B. kompetent, erfahren, bekannt...)	
<i>Freund-Zuweisung</i>	<i>Offensive Rhetorik</i> , die das Gesagte glaubwürdig macht, indem es auf eine persönliche Nähe zur Quelle hinweist. Bsp.: »Ein Freund hat erzählt, dass...«
<i>Freund-eines-Freundes-Zuweisung</i>	<i>Defensive Rhetorik</i> , die jegliche persönliche Verantwortung für das Gesagte abwehrt, dabei dennoch Glaubwürdigkeit suggeriert. Bsp.: »Einem Freund eines Freundes ist ... passiert.«
<i>Berufe, Funktionen, Autoritäten</i>	<i>Offensive Rhetorik</i> , die das Gesagte auf verlässliche Personen zurückführt, die qua Beruf, Funktion oder Reputation über Autorität und damit über eine hohe Glaubwürdigkeit verfügen. Bsp.: »Ein bekannter Polizist erzählte mir kürzlich...«
KATEGORIENMANAGEMENT = Reklamation faktizitätssteigernder Kategorien für sich	
<i>Beanspruchung von Normalität und Glaubhaftigkeit</i>	<i>Defensive Rhetorik</i> , die die eigene Person der Kategorie des Normalen, Gewöhnlichen und Glaubwürdigen zuordnet. Bsp.: »Ich war mit [einer gewöhnlichen Sache] beschäftigt, doch dann passierte [etwas sehr Außergewöhnliches].«

Tabelle 2 (Fortsetzung auf S. 158)

EPISTEMOLOGISCH ORIENTIERTE TECHNIKEN	
TECHNIKEN ZUR EXTERNALISIERUNG DES GESAGTEN [CONSTRUCTING »OUT-THERE-NESS«]	
TECHNIK	FUNKTION, BESCHREIBUNG & BEISPIEL
VERWENDUNG EINES EMPIRISTISCHEN DISKURSES	
<i>Passiv-Konstruktionen</i>	<i>Offensive Rhetorik</i> , die die persönliche Involviertheit des* ^r Sprechenden unsichtbar macht. Bsp.: »Es stellt sich heraus, dass...« anstatt »Ich fand heraus, dass...«
<i>Personifikationen</i>	<i>Defensive Rhetorik</i> , die Objekte oder Ereignisse »handeln« lässt. Die Involviertheit des bzw. der Sprechenden wird unsichtbar gemacht. Die Notwendigkeit, die Aussage weiter zu belegen, wird reduziert. Bsp.: »Die Angst der Bevölkerung nimmt zu...«
<i>Fakten sprechen lassen</i>	<i>Offensive Rhetorik</i> , die auf Forschungen verweist, um die eigene (oftmals kontroverse) Position durch unverrückbare Fakten zu stützen. »Fakten« erscheinen dabei nicht als interpretiert, sondern »sprechen für sich«. Bsp.: »Die Ergebnisse/Berichte/Fakten zeigen, dass...«
KONSTRUKTION VON KONSENS UND BESTÄTIGUNG	
<i>Anrufung einer anonymen Allgemeinheit</i>	<i>Offensive Rhetorik</i> , die die eigene Aussage als allgemein geteilt präsentiert. Bsp.: »Man ist der Meinung, dass...«
<i>Aufreihung unabhängiger Zeug*innen</i>	<i>Offensive Rhetorik</i> , die die eigene Beschreibung stützt, indem verschiedene, voneinander unabhängige Beobachter*innen dasselbe konstatieren. Bsp.: »Angela fand heraus..., dann sah Betty..., auch Franka beobachtete...«
<i>Andere sprechen lassen</i> [Active Voicing]	<i>Defensive Rhetorik</i> , die Aussagen anderer als direkt zitiert präsentieren und damit als eigenständige »Stimmen« in das Gesagte einbinden. Die eigene Position kann damit bestätigt werden. Bsp.: »Und er sagte dann, »Oh, das ist ja furchtbar!...«
DETAILREICHTUM UND NARRATIONEN	
<i>Interne Fokalisierung</i>	<i>Offensive Rhetorik</i> , die die eigenen Beschreibungen als »objektive Realität« detailreich aufwertet. Die Perspektive eines direkt Beobachtenden wird eingenommen und seine bzw. ihre Gefühle und Gedanken thematisiert. Die Perspektive ist so konstruiert, dass die Zuhörenden diese übernehmen können. Bsp.: »Ich war plötzlich in diesem Raum und fühlte mich merkwürdig beklemmt...«

<i>Direkte Zeugenschaft</i>	<i>Offensive Rhetorik</i> , die die eigenen Beschreibungen als besonders lebendig, plastisch und spezifisch präsentiert. Deutungen werden vermieden und so den Zuhörenden überlassen. Bsp.: »Draußen wurde es langsam dunkel und ein leichter Wind kam auf...«
<i>Redewendungen</i>	<i>Defensive Rhetorik</i> , die die eigenen Beschreibungen abrunden und weniger angreifbar machen. Bps.: »Naja, so spielt das Leben, nicht wahr?«

Neben der epistemologischen Orientierung von Beschreibungen, die insofern selbst eine spezifische Form der Handlung darstellt, als es sich bei ihr um einen auf Faktizität zielenden Konstruktionsprozess handelt, lassen sich auch dezidiert handlungsorientierte Techniken identifizieren. Diese sind, wie Potter betont, lediglich analytisch von ersteren zu trennen. So stellt in konkreten Interaktionssituationen jede Art von Interessensmanagement auch eine konkrete Handlung in Bezug auf das Gegenüber dar, diesem von sich das Bild eines bzw. einer integren Bürger*in zu vermitteln. Da es sich bei dieser Eigenschaft von Beschreibungen um ein sehr weites, differenziertes Feld handelt (vgl. Potter 1996: 176), wollen wir uns in der nachfolgenden Tabelle lediglich auf ein paar allgemeine Aspekte konzentrieren (vgl. ebd.: 176ff.).

Tabelle 3

HANDLUNGSORIENTIERTE TECHNIKEN	
TECHNIKEN ZUR CHARAKTERISIERUNG VON EREIGNISSEN, HANDLUNGEN, PERSONEN ETC.	
TECHNIK	FUNKTION, BESCHREIBUNG & BEISPIEL
KATEGORISIERUNG UND ONTOLOGISCHE MANIPULATION	
<i>Kategorisierungen in konkreten Situationen</i>	Handlung: 1) Objekte, Personen, Ereignisse, Handlungen werden mit bestimmten Eigenschaften versehen. 2) Es wird eine bestimmte Beziehung zwischen Sprechenden und Zuhörenden etabliert. 3) Die Gesprächssituation selbst wird definiert.
<i>Nominalisierung</i>	Handlung: Handlungen und Prozesse werden so dargestellt, dass Urheber*innen unsichtbar werden. Verantwortungsfragen werden damit umgangen. Bsp.: »Die Tötung der Verdächtigen war...« statt »Die Polizei tötete die Verdächtigen...«
<i>Intentionalisierung</i>	Handlung: Ereignisse, Handlungen, Prozesse werden so dargestellt, als wären sie von einer oder mehrerer Personen intendiert. Bsp.: »Angela Merckels Rede sorgte für Tumulte im Publikum.«

<i>Ontologische Manipulation (was nicht genannt wird)</i>	Handlung: Fokussierung bestimmter Aspekte eines Phänomens, während andere verdeckt bzw. unbenannt bleiben. Bsp.: »Merkel wirkte während der gesamte Rede Trumps mental abwesend.«
EXTREMISIERUNG UND MINIMISIERUNG	
<i>Extremfall-Formulierungen</i>	Handlung: Zur Stützung eines Arguments werden die Eigenschaften des besprochenen Gegenstands überhöht. Bsp.: »Das zerstörte Auto war <u>brandneu</u> .«
<i>Quantifizierungen</i>	Handlung: Verschiedene Rechenprozeduren können einen Effekt besonders klein oder besonders groß erscheinen lassen. Bsp.: »1,3 Prozent aller Salafisten seien laut Statistik gewaltbereit, das sind fast 100.000 Personen!«
<i>Verharmlosung/Euphemismus</i>	Handlung: Ein (sozial tabuisiertes) Ereignis wird in seiner Erscheinung als wenig problematisch dargestellt. Bsp.: »Der Krieg war im Grunde nur ein kurzer Zwischenfall.«
NORMALISIERUNG UND ABNORMALISIERUNG	
<i>Kontrastierung</i>	Handlung: Eine Handlung etc. wird als abnormal klassifiziert, indem sie einer normalen Handlung etc. gegenüber gestellt wird. Bsp.: »Während die anderen sich entspannten, war Lea jedes Mal extrem nervös.«
<i>3-teilige Liste & allgemeine »list-completers«</i>	Handlung: Eine Aufzählung besteht aus drei Teilen, um eine allgemeine Aussage zu stützen. Bei unvollständigen Aufzählungen werden oft »list-completers« wie »etc.« oder »und so weiter« eingesetzt. Die Generalisierbarkeit der Aussage wird damit unterstützt. Bsp.: »Alle guten Musiker sterben früh: Amy Winehouse, Jim Morrison usw.«
<i>Routinen vs. Ausnahmen</i>	Handlung: Eine Handlung etc. wird als Routine dargestellt, z.B. durch temporale Adverbien, Wiederholungen anzeigende Verben, Pluralisierungen, Beispielangaben für Muster. Bsp.: »Wir haben oft gestritten, wie es üblich ist in gesunden Beziehungen.«

2.3.2.2 Sprachliche Verstrickungen: Topoi, Kollektivsymbole, Metaphern, Mythen, Narrative

Wir wollen nachfolgend und in Ergänzung zu den oben aufgelisteten (jedoch keinesfalls vollständigen) rhetorischen Techniken einige zentrale Analysebegriffe ergänzen, die insbesondere in der diskursanalytischen Forschung Verwendung finden und uns für die angestrebte Analyse hilfreich erscheinen. Da es sich beim Datenmaterial um situierte Alltagsdiskurse handelt, die aufgrund der kontroversen Thematik erhebliche argumentative Anteile haben, wollen wir zunächst den Begriff des *Topos* klären. Topoi wurden bereits in der antiken Rhetorik verwendet als »Orte«, an denen Argumente aufgefunden werden können, die eine Rede überzeugend machen« (Wengeler & Ziem

2010: 343). Dies schließt plausibel an die vorhergehenden Betrachtungen zur Qualität von Diskursen als »faktische Beschreibungen« an, da auch hier interessiert, wie die Sprechenden ihre Aussagen als plausible, glaubhafte Wirklichkeitsbeschreibungen konstruieren. Mit dem Begriff des Topos wird dabei noch einmal dezidiert auf die inhaltliche Ebene der Interviewaussagen verwiesen. Zudem sollen die Begriffe *Kollektivsymbol*, *Metapher*, *Mythos* und *Narrativ* eine pointierte – für heuristische Zwecke angemessene – Klärung erfahren. Bei ihnen stehen noch einmal stärker die bildhaften Komponenten von Alltagssprache, deren Plausibilitätsanspruch sowie ihr kollektiv-identifizierender (bzw. exkludierender) Charakter im Mittelpunkt.

Topos

Im Bereich der deutschsprachigen diskursanalytischen Forschung hat sich insbesondere Wengeler um die theoretische Reflexion und analytische Verwendung des Begriffs *Topos* verdient gemacht. Seine wegweisende Arbeit über die Argumentationsstrukturen und historischen -konjunkturen des Migrationsdiskurses in Deutschland mündete in einer umfassenden Topos-Typologie, die sowohl die zeitliche Persistenz einwanderungskritischer Argumentationsrepertoires aufzeigte als auch die argumentative Heterogenität des gesellschaftlichen Gesamtdiskurses über Einwanderung (vgl. Wengeler 2003). An seinem Verständnis des Topos-Begriffs wollen wir uns hier orientieren. Pointiert beschreibt er diesen als »geeignetes analytisches Instrument, mit dem die ›nur‹ plausiblen, unabhängig von ihrem Wahrheits- und Richtigkeitsgehalt überzeugungskräftigen Argumentationen erfasst werden können« (Wengeler 2006: 15). Dabei geht es ihm nicht um einen Abgleich mit formal-logischen oder ontologischen Begründungen bzw. Wirklichkeitsbeschreibungen, sondern um »das Erkennen der üblichen und verbreiteten Denkweisen in einem Themenfeld, die mit ›Wahrheit‹ oder ›Logik‹ nichts zu tun haben müssen« (Wengeler 2003: 178). Topoi wirken dabei als »Schlussregeln«, die es ermöglichen, einer strittigen Aussage durch ein unstrittiges Argument Plausibilität zu verleihen. Zusammenfassend charakterisiert er Topoi wie folgt (vgl. ebd.: 178ff.):

- als Argumentationsmuster, die auf *Plausibilität und Überzeugungskraft*, jedoch weniger auf einer logischen »Wahrheit« der angeführten Argumente gründen,
- als *Schlussregeln* zwischen einer Aussage (Argument) und einer Schlussfolgerung (Konklusion), durch welche ein *bestimmter Zusammenhang* postuliert wird, z.B. ein normativ-kausaler in der Logik des »Wenn..., dann...«,
- als nicht selten *sprachlich implizite* Argumentationsstrukturen, die durch die Forschenden zunächst interpretativ erschlossen werden müssen,
- als nach *allgemeinen und besonderen Topoi* unterscheidbar. Zu ersteren zählt er Schlussregeln, die inhaltlich unbestimmt sind, also in verschiedenen Themenkontexten vorkommen können (z.B. Referenzen auf Autoritäten, Diskreditierung des Gegners); zu letzterem gehören konkrete, inhaltlich spezifizierte und auf ein Themenfeld beschränkte Schlussregeln (z.B. Weil das Recht auf Asyl besteht, sollten Kriegsflüchtlinge nicht an den Grenzen abgewiesen werden) sowie
- im Sinne eines »kommunikativen Topos« schließlich als Denkmuster, »die bezogen auf ein Thema zum kollektiven Wissensvorrat von Gruppen gehören und aus de-

nen konkrete Argumente kommunikativ ›generiert‹ und eingesetzt werden können« (ebd.: 227).

Zudem handelt es sich bei Topoi um

»Argumentationsmuster, die nicht immer in gleicher Weise sprachlich materialisiert werden müssen, die aber in vielen Texten als immer wieder ähnlich vorkommende, aber nur interpretativ zu erschließende gleiche, auf Plausibilität zielende Herstellung von Sachverhaltszusammenhängen vorkommen. Als Analysekategorie erlauben Topoi es, auch dort wiederkehrende und für bestimmte Diskurse zentrale sprachliche Wirklichkeitskonstruktionen zu erkennen, wo die sprachliche Realisierung unterschiedlich ausfällt.« (Wengeler & Ziem 2010: 343)

Ein anschauliches Beispiel aus der Typologie Wengeler stellt der »Belastungs-Topos« dar. Dessen Logik funktioniert wie folgt: »Weil eine Person/eine Institution/ein Land mit bestimmten Problemen stark belastet oder überlastet ist – oder weil eine solche Belastung droht, sollten Handlungen ausgeführt werden, die diese Belastung vermindern bzw. verhindern.« (Wengeler 2003: 303) Es handelt sich hier um einen Topos, der aus einer bestimmten Wirklichkeitsdeutung bzw. -wahrnehmung erforderliche Maßnahmen ableitet; dabei wird auf normative Weise von einer Ursache auf eine Folge (Belastung Gegenmaßnahmen) geschlossen bzw. von der befürchteten Folge auf die Verhinderung der Ursache (Überforderung Präventivmaßnahmen).

Fassen wir dieses zusammen, so geht es bei der Identifikation von Topoi in den Alltagsdiskursen der Interviewpartner*innen um das Herausarbeiten von Argumentationsmustern, mit denen bestimmte Meinungen, Handlungen oder Sachverhalte überzeugend *begründet, erklärt oder gerechtfertigt* werden (vgl. Wengeler 2006: 15). Zu berücksichtigen ist, dass Topoi historischen Wandlungsprozessen unterliegen und sozial geteilt werden, weswegen sie in spezifischen Themenzusammenhängen immer wieder auftauchen, allerdings in variierenden sprachlichen Formen. Sie präsentieren sich zudem oftmals implizit, was ein interpretatives Analyseverfahren notwendig macht. Weil Topoi nicht selten in Gestalt von Metaphern – oder sogenannten Kollektivsymbolen als »metaphorische Komplexe« (Link 2008: 125) – in Erscheinung treten (vgl. Wengeler & Ziem 2010: 343), wollen wir uns nachfolgend diesen beiden Analysebegriffen näher zuwenden.

Kollektivsymbole, Metaphern & Mythen

Der Begriff des Kollektivsymbols wurde maßgeblich vom Literaturwissenschaftler und Diskurstheoretiker Jürgen Link geprägt. Mit ihm lässt sich erneut an die Frage anschließen, wie in den Aussagen der Interviewpartner*innen Plausibilität in Bezug auf muslim- bzw. islambezogene Bedeutungsproduktionen hergestellt wird – Margarete Jäger erklärt warum:

»Die Funktion dieser Symbole liegt nicht nur darin, dass bildhaft und plausibel gesprochen wird. Darüber hinaus können mit Hilfe von Kollektivsymbolen Argumente untermauert werden und diese dadurch als unangreifbar erscheinen, weil die (Schein-)Logik der Symbole keinen oder kaum Widersprüche erlaubt.« (2008: 463)

Link zufolge handelt es sich bei Kollektivsymbolen um bildhafte Formen der Kombination, Kopplung und Integration verschiedener Spezialdiskurse – also beispielsweise der Verbindung von Fußball-, Literatur- und Kriegsdiskurs im Satz »Das DFB-Pokalfinale war ein Kampf ›David-gegen-Goliath‹, wobei David über die perfideren Waffen psychologischer Kriegsführung verfügte«. Hier wird ein Diskurselement aus einem Spezialdiskurs auf einen anderen – oder mehrere andere – übertragen, wobei im Mittelpunkt ein »interdiskursives Konzept«, hier die Idee des gewieften Underdogs, steht. Link konkretisiert:

»Unter Kollektivsymbolik sei also die Gesamtheit der am weitesten verbreiteten Allegorien und Embleme, Vergleiche und metaphoraee continuatae, Exempelfälle, anschauliche Modelle und Analogien einer Kultur verstanden.« (2008: 125)

Jäger und Jäger zufolge kann das System der Kollektivsymbolik als ein »wichtiges diskurstragendes und -stützendes Element angesehen werden« (2007: 39). Ihre diskurstabilisierende Funktion erhalten Kollektivsymbole insbesondere über zwei Eigenschaften: Erstens, indem sie sowohl rationales als auch emotional gefärbtes Wissen produzieren, »weil und indem sie komplexe Wirklichkeiten simplifizieren, plausibel machen und damit in spezifischer Weise deuten«. Zweitens, indem sie dieses Wissen innerhalb einer spezifischen gesellschaftlichen Ordnung erzeugen, welche wiederum bestimmte Handlungslogiken und -optionen nahelegt (vgl. ebd.: 39ff.). Während uns der zweite Aspekt klar an die Verkopplung von Ideen und Praxen erinnert, die wir im Rahmen der rassismustheoretischen Vorüberlegungen dieser Arbeit diskutiert haben, lässt sich der erste Aspekt veranschaulichen, indem wir etwas genauer auf die Verkettungsregeln von Kollektivsymbolen schauen. Jäger bezeichnet diese auch als Katachresen oder Bildbrüche, die »Zusammenhänge zwischen Aussagen und Erfahrungsbereichen stiften, Widersprüche überbrücken, Plausibilitäten erzeugen« (2009: 134). Anhand eines Beispiels aus dem Einwanderungsdiskurs erläutern Jäger und Jäger deren Funktionsweise. Im Beispiel wird deutlich, dass die sogenannten »Bildspender«, also Spezialdiskurse, innerhalb eines Aussagekomplexes mehrfach wechseln können, ohne dass inhaltliche oder stilistische Brüche offenbar werden oder Plausibilität verloren geht. Das von ihnen gewählte Medienbeispiel wollen wir in etwas gekürzter Form der Nachvollziehbarkeit halber zitieren.

»Einer Bevölkerung, die sich vor *Invasion* geschützt fühlt, kann die Verantwortung für das Elend der Welt leichter nahe gebracht werden als einer solchen, die Angst vor einer *Überschwemmung* durch die Notleidenden hat. Es gibt genug zu tun für Ausländerfeindlichkeit, auch wenn man die Fremden nicht mehr ans *Knusperhäuschen* heranlockt, es gibt Größeres zu tun, als ihnen in dessen *Käfig* auf dem *Hinterhof* zu garantieren. [...] Nur weil man den chaotischen *Zustrom* durch eine bewusste Fremdenpolitik ersetzen will, verliert man seine vom Linkssein herübergerettete Identität keineswegs...« (FAZ-Artikel vom 17.11.1992, zitiert nach Bade 1994: 107).⁸⁵

85 Die Kursivierungen sind z.T. von Jäger und Jäger übernommen; sie markieren die verschiedenen Kollektivsymbole.

Die Autor*innen Jäger und Jäger konstatieren einen Wechsel von einer Militär- zu einer Flutsymbolik, dann zu einer Haussymbolik, die schließlich erneut in eine Flutsymbolik mündet (vgl. 2007: 45f.). Der integrierende Effekt von Kollektivsymbolen lasse sich daran erkennen, dass sie Widersprüche verdecken, die sich durch die Verschiedenheit der referenzierten Spezialdiskurse ergeben. Zudem erschweren sie alternative bzw. Gegenargumente zur entsprechenden Thematik, da sich die verwendeten Metaphern – Krieg, Flut, Haus – nicht nur auf konkrete Vorgänge beschränken, sondern in ihrer Bildhaftigkeit expandieren können (auch dann, wenn Einwanderungsbewegungen nicht gleich als »Invasion« wahrgenommen werden, können sie doch eine Reihe kleinerer (kultureller) »Scharmützel« verursachen).⁸⁶

Da Link im Rahmen seiner Theorie der Kollektivsymbole von einem »expandierenden metaphorischen Komplex« spricht, wollen wir uns in aller Kürze auch dem Begriff der Metapher sowie – in Anlehnung an Saussures semiologische Grundlagen vom Anfang dieses letzten theoretischen Teilkapitels – dem Begriff des Mythos zuwenden.

Metaphern, vom griechischen *metaphora* = Übertragung abgeleitet, bezeichnen einen uneigentlichen, bildlichen Ausdruck für einen Gegenstand, eine Eigenschaft oder ein Geschehen (vgl. von Wilpert 2001: 513). Sie bestehen

»aus einem abgekürzten Vergleich, indem ein/e Wort/Wortgruppe [...] aus dem eigentlichen Bedeutungszusammenhang auf einen anderen, im entscheidenden Punkt durch Ähnlichkeit oder Analogie vergleichbaren, doch ursprünglich fremden Vorstellungsbereich übertragen wird, doch ohne formale Ausführung des Vergleichs im Nebeneinander der Werte (so – wie) unmittelbar und komplex anstelle desselben tritt« (ebd.).

Folgt man der Ausarbeitung Lakoffs und Johnsons, finden Metaphern keinesfalls nur im Kontext poetischer Sprache oder rhetorischer Gesten Anwendung. Vielmehr durchdringen Metaphern das Alltagsleben und damit nicht nur Sprache, sondern auch Denken und Handeln (vgl. 1998: 11). Innerhalb der Umgangssprache sind sie dabei oft verblasst und unbewusst; nicht selten entstehen sie aus Sprachtabus (vgl. von Wilpert 2001: 513). Indem Metaphern konventionelle Bedeutungen überlagern und neue Bedeutungen schaffen, fungieren sie gleichsam als Filter (vgl. Sarasin 2011: 75): Sie »ermöglichen die

86 Jäger und Jäger fassen nach Link die wesentlichen Eigenschaften von Kollektivsymbolen zusammen (vgl. 2007: 43f.). Wir geben diese hier wieder: 1) sprechen sie von einer »syntagmatischen Expansivität«, also der Fähigkeit von Kollektivsymbolen, weitererzählt zu werden. Es tun sich dabei weitere Symbolfelder auf (bei »Flut«: Welle, Boot, Ufer, Gebiet, Ertrinken etc.). Zudem zeichnen sich Kollektivsymbole aus durch: 2) ihre semantische Sekundarität, das Bezeichnete (»Flut«) wird zu einem Signifikanten für ein anderes Signifikat (»kulturelle Überfremdung«). 3) lassen sich Kollektivsymbole visuell darstellen. 4) Das Verhältnis zwischen nicht symbolischen Signifikanten und symbolischen Signifikanten ist nicht zufällig, sondern motiviert (eine »Flut« bedroht *de facto* das Territorium, auf das sie zusteuert). 5) Kollektivsymbole sind immer mehrdeutig (»Flut« kann auch für (positiv-konnotierte) Zugewinne stehen, etwa in »Geldflut«). 6) Kollektivsymbole erlauben Analogiebeziehungen (z.B. die »Flut« ist im Verhältnis zum Küstengebiet das, was Einwanderung für die Nationalgemeinschaft darstellt). Es müssen allerdings nicht alle Kriterien vorliegen, um von Kollektivsymbolen sprechen zu können.

Wahrnehmung bestimmter Teile der Wirklichkeit und blenden damit andere systematisch aus«. Ein einfaches und einschlägiges Beispiel für eine Metapher ist das Kopftuch, das innerhalb eines assimilationsorientierten Integrationsdiskurses stellvertretend für die Vorstellung von der systematischen Unterdrückung muslimischer Frauen steht.

Der Begriff des *Mythos*, welcher dem der Metapher sehr ähnlich ist, geht auf den französischen Semiotiker Roland Barthes zurück. In *Mythen des Alltags* setzt seine Begriffsdefinition an der Zeichentheorie Saussures an, die zwischen einem Bedeutenden/Bezeichnenden (Signifikant) und einem Bedeuteten/Bezeichneten (Signifikat) unterscheidet. Beides zusammen – deren »assoziative Gesamtheit« (1964: 90) – bildet das Zeichen. Der Mythos baut nun auf dieser Gesamtheit, auf dieser »semiologischen Kette« von Signifikant, Signifikat und Zeichen auf und entwirft auf ihr ein »sekundäres semiologisches System« (ebd.: 92). Was im ersten System das Zeichen (z.B. die sinntragende Verbindung aus dem Wort »L-i-e-b-e« und dem Konzept »Liebe«), wird im zweiten System des Mythos zum alleinigen Signifikanten. Wir wollen dies veranschaulichen und wählen das populäre Beispiel Barthes, auf das etwa auch Hall im Kontext seines Repräsentationsbegriffs verweist (vgl. 2009a). Es handelt sich um das Coverfoto der Zeitschrift *Paris-Match*, auf der ein junger Schwarzer in französischer Uniform einen militärischen Gruß zeigt; sein Blick ist stolz auf die Trikolore gerichtet. Damit ist gleichsam das erste semiologische System beschrieben. An dieses schließt nun das zweite System des Mythos an; dessen Bedeutung beschreibt Barthes wie folgt:

»dass Frankreich ein großes Imperium ist, dass alle seine Söhne, ohne Unterschied der Hautfarbe, treu unter seiner Fahne dienen und dass es kein besseres Argument gegen die Widersacher eines angeblichen Kolonialismus gibt als den Eifer dieses jungen N* [Änderung d. Verf.], seinen angeblichen Unterdrückern zu dienen« (Barthes 1964: 95).

Im Mythos, ähnlich wie in der Metapher, findet also eine Bedeutungsübertragung statt. Stärker noch als bei ihr wird jedoch im Mythos der Aspekt des doppelten Bedeutungssystems betont. Im Mythos entfaltet sich eine zweite, übergeordnete Bedeutungswelt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es sich bei Kollektivsymbolen um sozial geteilte, auf Plausibilität und Widerspruchsfreiheit zielende metaphorische Komplexe handelt, in denen verschiedene Diskurse (vermeintlich) sinnhaft miteinander verbunden werden. Innerhalb von Argumentationen dienen sie der inhaltlichen Glättung und Verabsolutierung der Aussage. Sie tragen zur Simplifizierung von Wirklichkeit bei, indem sie ein mit gesellschaftlichen Ordnungsverhältnissen korrespondierendes Wissen produzieren. Kollektivsymbole bestehen u.a. aus Metaphern. Auch sie stellen Wirklichkeitsdeutungen dar und operieren mit Bedeutungsübertragungen und -neuschaffungen. In Alltagskontexten erfolgt ihre Verwendung oftmals unbewusst. Mythen, schließlich, basieren anders als Metaphern weniger auf impliziten Vergleichen und Analogien als auf der Verschiebung von Signifikanten zu Signifikaten (von einem ersten auf ein zweites Bedeutungssystem) und damit auf der Hervorbringung einer komplexen, übergeordneten Sinnwelt.

Narrative

Wir schließen die ergänzenden Analysebegriffe ab mit einer Bestimmung des Konzeptes *Narrativ*, das wir ebenfalls in der bevorstehenden Untersuchung alltagskommuni-

kativer Diskurspraxen berücksichtigen wollen. Seine Definition soll erneut lediglich pointiert ausfallen. Da sie heuristischen Zwecken dient, werden wir auf extensive erzähltheoretische Ausführungen verzichten. Die konkrete Bewandnis des Konzeptes für den vorliegenden Gegenstandsbereich wird spätestens dann klar, wenn Migrationsforscher*innen wie Foroutan auf die existentielle Bedeutung von Narrativen für die Herausbildung nationaler Identitäten hinweisen (vgl. Foroutan 2014). Foroutan definiert Narrative in Anlehnung an Klein und Martinez (2009) als

»Erzählungen bzw. Erzählstrukturen, die Gemeinschaften betreffen und die über Zeit und Raum eine Reproduktion erfahren. Ihre Funktion liegt in der Konstruktion eines kollektiven Gedächtnisses und somit in der Konstruktion vergangener und gegenwärtiger Wirklichkeit« (Foroutan 2014: 177f.)

Müller-Funk betont den universellen Charakter von Erzählungen – Kulturen sind ihm zufolge von Erzählungen und Erzählpraxen konstituiert (vgl. 2002: 19). Sie sind zentral sowohl »für das individuelle Erinnern« als auch »für die kollektive Befindlichkeit von Gruppen, Regionen, Nationen, für ethnische und geschlechtliche Identität« (ebd.: 17). Erzählungen müssen dabei jedoch keinesfalls zwangsläufig und ausschließlich auf historischen Fakten basieren. So sind etwa nationale Selbsterzählungen stets von imaginativen Elementen bestimmt (vgl. Anderson 2006 [1983]). Mit Verweis auf Hobsbawms Idee von der Erfindung der Tradition betont auch Foroutan den schöpferischen Charakter von Narrativen: Diese können sich in der Gegenwart immer wieder neu erfinden, durch »kontextuelle Neudeutungen, neue Wissensbestände und rückwirkende Traditionalisierung« (2014: 178). Trotz ihrer integralen Wandelbarkeit erheben sie als Wirklichkeitserzählungen einen »faktualen Geltungsanspruch« (Klein & Martinez 2009: 6), d.h. mit ihnen ist der Anspruch verbunden, »dass die dargestellten Ereignisse entweder (a) tatsächlich stattgefunden haben oder dass sie (b) stattfinden sollten oder dass sie (c) stattfinden werden«. Dieser Anspruch überlagert dabei zuweilen die statistisch erfassbare Wirklichkeit, wie etwa im Kontext der Sarrazin-Debatte. Wie Foroutan zeigt, wurde der Erzählung Sarrazins von der Integrationsunfähigkeit/Integrationsunwilligkeit von ›Muslim*innen‹ öffentlich mehr Plausibilität zugeschrieben als den statistischen Daten, die diese umfangreich widerlegten (vgl. Foroutan 2012).

Insgesamt lassen sich Narrative also als Erzählungen verstehen, die auf Gemeinschaften zielen und deren Identität beschreiben, wobei sie auf ein (imaginiertes) Vergangenes verweisen, um in der Gegenwart Bedeutungen (z. B. in Bezug auf gesellschaftlich relevante Prozesse und Dynamiken) zu stiften. Narrative haben oftmals einen reproduktiven Charakter, sind dabei jedoch gleichzeitig einem potentiellen Wandel ausgesetzt – so können sie in neuen zeitlichen bzw. räumlichen Kontexten und unter Verwendung neuen Wissens immer auch modifiziert werden.

2.3.2.3 Ideologisches Dilemma

Nachdem wir nun verschiedene rhetorische Funktionen und Figuren näher betrachtet haben, die keinesfalls nur in poetisch-literarischen Texten oder politischen Reden auftauchen, sondern Bestandteile alltäglicher Kommunikation sind, wollen wir uns abschließend dem Konzept des *ideologischen Dilemmas* zuwenden. Es stellt für die vor-

liegende Arbeit insofern einen zentralen Analysebegriff dar, als diese sich insbesondere auch mit widersprüchlichen, ambivalenten und impliziten Formen eines kommunikativen Alltagsrassismus beschäftigt. Zudem gibt es Aufschluss darüber, warum weite Teile der Interviewtenaussagen von argumentativem Charakter sind und wir entsprechende Analyseinstrumente und -begriffe benötigen (s.o.), um deren Funktionieren im Kontext kommunikativer Alltagsrassismen entschlüsseln zu können.

Wie lässt sich der Begriff des ideologischen Dilemmas nun fassen? In der Einleitung zu ihrer Arbeit *Ideological Dilemmas – A Social Psychology of Everyday Thinking* (1988) machen Billig und Kolleg*innen deutlich, von welchen Theorie- und Forschungsperspektiven sie ihr Begriffsverständnis abgrenzen wollen: Indem sie voraussetzen, dass sich dilemmatische Aspekte sowohl in großen Ideologien als auch im alltäglichen Denken identifizieren lassen, erteilen sie sowohl kognitionspsychologischen Ansätzen als auch strukturalistischen Ideologietheorien eine Abfuhr. Mit ihrem Konzept wollen sie die sozialen Kontexte betonen, in denen Denk- und Kommunikationsprozesse stattfinden. Gleichzeitig denken sie das Individuum als aktiv, produktiv und schöpferisch mit. Folgende Zitate bringen die zwei wesentlichen theoretischen Voraussetzungen ihres Konzeptes auf den Punkt:

»Ideology is not seen as a complete, unified system of beliefs which tells the individual how to react, feel and think. Instead, ideology, and indeed common sense, are seen to comprise contrary themes. Without contrary themes, individuals could neither puzzle over their social worlds nor experience dilemmas.« (Billig et al. 1988: 2)

»Individuals are not to be seen as being fully preprogrammed by neatly systematized plans of action, which are awaiting the appropriate triggering stimulus, and which obviate the need for all deliberation. Rather, the contrary themes enable people to discuss and puzzle over their everyday life, and in this respect the rhetorical skills of argument are closely linked to the skills of thinking.« (Ebd.: 3)

An dieser Stelle lässt sich nun bereits sagen, dass es ohne einen gesellschaftlich verfügbaren Fundus an widersprüchlichen Ideen dem Individuum überhaupt unmöglich wäre, in eine argumentative Auseinandersetzung einzusteigen. Wie wir bereits bei Halls Encoding-Decoding-Modell sehen konnten, sind Kommunikationsprozesse nicht nur sozial, d.h. zeitlich und räumlich situiert, sie sind stets auch in gesellschaftliche Deutungskämpfe eingelassen. Mit Billig und Kolleg*innen ließe sich nun sagen, dass, was diese Deutungskämpfe symbolisch versorgt, der dilemmatische Charakter von Ideologien ist. Gäbe es nur ein Ideensystem, gäbe es auch nur eine Les- und Deutungsart, wären Argumentationen für oder gegen eine Denk- oder Handlungsweise überflüssig. Wie kommt der dilemmatische Charakter von Ideologien nun eigentlich zustande? Und wie gehen Individuen im Rahmen ihres alltäglichen Sprechens mit diesen Widersprüchen um?

Um dies zu verstehen, ist es zunächst notwendig, sich drei grundlegende Eigenschaften ideologischer Dilemmata bewusst zu machen: 1) ihre *inhaltliche Variabilität*, die sich aus ihrer zeitlichen und räumlichen Verortung ableitet. Weil sie eng mit wandelbaren kulturellen Normen, Überzeugungen und Wertvorstellungen verflochten sind, sind sie zwangsläufig selbst von heterogenem und dynamischem Charakter (vgl. ebd.:

25). Gleichzeitig schließen sie aber auch an vorhergehenden Debatten an, können diese fortsetzen, sie erweitern, ihnen widersprechen. 2) ihre *Übergangs- und Transformationsgeschichte*, die sich aus dem Umstand ergibt, dass ideologische Dilemmata aus einer Passage intellektueller Konzepte in einen Alltagsdiskurs resultieren.⁸⁷ Billig et al. gehen mit Verweis auf Moscovicis Theorie Sozialer Repräsentationen davon aus, dass das Alltagsdenken in modernen Gesellschaften von diesen Wissenstransformationen maßgeblich geprägt ist (vgl. ebd.: 26). 3) die *inhaltliche Inkonsistenz* von Ideologien – die Idee also, dass Ideologien immer schon gegensätzliche Themen bzw. theoretische Widersprüche beinhalten. Zwar gehen Billig et al. davon aus, dass jene Dilemmata auch aus der Diskrepanz zwischen den ideologischen Überzeugungen einer Person und ihrem gesellschaftlichen Lebensumfeld entstehen können. Sie betonen jedoch noch mehr den inhärent widersprüchlichen Charakter von Ideologien – bei ihnen konzeptualisiert als formale Ideensysteme – welchen sie am Beispiel des Liberalismus veranschaulichen (vgl. ebd.: 27).

Der Liberalismus und seine Widersprüche

In einer genaueren Betrachtung liberaler Prinzipien, wie sie während der Aufklärung von intellektueller Seite entwickelt und diskutiert wurden, und wie sie innerhalb moderner kapitalistisch-demokratischer Gesellschaften gesetzlich verankert sind, legen Billig et al. die dilemmatischen Aspekte jener großen Weltanschauung exemplarisch frei. Ihre Hauptthese dabei ist, dass individuelle Rechte – so unwidersprochen sie auf den ersten Blick auch erscheinen mögen – »find themselves opposed in modern ideology by counter-values that are just as high-minded« (ebd.: 35). Der Idee der inhaltlichen Inkohärenz von Ideologien folgend, führen sie verschiedene Gründe ins Feld, warum sich Limitierungen bzw. Argumente etwa gegen einen uneingeschränkten Individualismus entwickelt haben. Am Wert der Gleichheit lässt sich dies besonders gut veranschaulichen: In der *Theorie des Liberalismus* seien zwar alle Individuen gleich, in kapitalistischen – und wir fügen hinzu: rassistisch geordneten – Gesellschaften jedoch, werde routinemäßig Ungleichheit produziert: sei es in wirtschaftlicher, politisch-repräsentativer oder kultureller Hinsicht. Die uneingeschränkte Freiheit des bzw. der Einzelnen kann mithin, wenn regulierende Interventionen ausbleiben, zu erheblichen sozialen Diskrepanzen führen. Auch der Wert der »Brüderlichkeit« – abgesehen von seinem offensichtlichen Männlichkeitszentrismus – kann seinen Universalitätsanspruch lediglich in der Theorie entfalten. Exklusionistische Narrative nationaler Identität ebenso wie partikularisierende Rechtspraktiken (zu sehen etwa anhand der Migrationsgesetzgebung oder des Ausländerrechts) tragen in nationalen Gesellschaften zu seiner Unterminierung bei. Nationale Identitäten, so sehr sie auch mit der Idee von Gemeinschaftlichkeit und Solidarität verkoppelt sind, tragen in sich den Widerspruch des Einschließens durch Ausschluss.

87 Billig et al. betonen, dass diese Passage keinesfalls unidirektional ist, dass Intellektuelle ebenso Konzepte und Denkweisen aus dem Alltagsdiskurs entnehmen. Der wissenschaftlich verbrämte »Rassen«-Diskurs stellt ein besonders dramatisches Beispiel jener modernen intellektuellen Aktivitäten dar: »it occurred when theorists of race claimed to be scientific procedures to confirm widespread notions about racial differences of superiority and inferiority« (1988: 26).

Wie die Autor*innen zeigen können, führt jene inhaltliche Inkonsistenz von Ideologien nun dazu, dass innerhalb des Alltagsdenkens und -sprechens der Leute jene angerufen und reproduziert bzw. neu verhandelt werden. Hiermit ist die Idee des Übergangs- und Transformationscharakters von Ideologien angesprochen. Weil sie sich nicht als geschlossene und widerspruchsfreie Ideensysteme an die Leute vermitteln, sondern – im Gegenteil – konfligierende Standpunkte und Prinzipien zur Verfügung stellen, können entsprechend ambivalente Positionierungen auch in Alltagskontexten beobachtet werden. Am Beispiel des Themas Armut veranschaulichen sie dies (vgl. Billig et al. 1988: 40f.): So sei durch Studien belegt, dass dieselben Personen sowohl dem Wert der Barmherzigkeit (»man muss Mitleid haben«) anhängen, als auch dem Wert der Gerechtigkeit (»zu viel Sozialleistungen sind ungerecht«). Dabei verweisen sie auch auf den Aspekt der Tradierung früherer Werte, d.h. die symbolischen Kontinuitäten ideologischer Dilemmata: »These reactions might be thought to be a modern representation of the age-old dilemma between justice and mercy.« (Ebd.: 41) Im Rahmen der Analyse kommunikativer Alltagsrassismen werden wir uns genauer mit dem widerspruchsvollen Zusammenspiel liberaler Werte und rassistischer Bedeutungsproduktionen beschäftigen.

Bevor wir dieses Kapitel abschließen, soll noch auf einen weiteren wichtigen Aspekt ideologischer Dilemmata hingewiesen werden: Billig et al. zufolge müssen Personen, die sich in ihren Alltagsaussagen dilemmatisch äußern, sich keinesfalls dessen bewusst sein. Im Gegenteil, ideologische Dilemmata können derart implizit wirken, dass sie lediglich in den semantischen Strukturen des Gesagten zum Vorschein kommen (vgl. ebd.) – bzw. von der Forschenden entsprechend herauspräpariert werden müssen. »In this way the currents of ideological history can quietly pass through our own thinking, in a way which ensures that our thinking is not purely our own.« (Ebd.: 42)

Insgesamt schließen wir mit den Ausführungen zum Konzept des ideologischen Dilemmas an unsere theoretischen Vorüberlegungen an, wobei insbesondere Gramscis Begriff des Alltagsbewusstseins, Kalpakas und Räthzels Idee der horizontalen Vergesellschaftung sowie Halls Encoding-Decoding-Modell dieses hier vorbereiteten. Mit dem Konzept des ideologischen Dilemmas wird nun zweierlei möglich: 1) können ambivalente Aussagen der Interviewpartner*innen in ihre ideologischen Sinngehalte aufgeschlüsselt und deren Beziehung zueinander herausgearbeitet werden. 2) werden so die argumentativen Einlassungen der Interviewpartner*innen als Formen sozialer Wirklichkeitsproduktion ernst genommen, ohne ihnen kognitive Dissonanzen oder mentale Überforderungen zu unterstellen. 3) lässt sich die besondere Qualität ambivalenter Äußerungen im Themenfeld Rassismus ermitteln. Mit einem besonders feinen Analyseinstrumentarium wird es uns so möglich sein, insbesondere latente, relativierende und mittelbare Formen der Veränderung als Spezifika eines *kommunikativen Alltagsrassismus* zu identifizieren.

2.3.3 Zusammenfassung

Ziel des dritten Teilkapitel war es, den analytischen Fokus auf die kommunikativen Aspekte von Alltagsrassismus zu schärfen. An die wissenssoziologisch-sozialkonstruktivistischen Überlegungen aus den beiden Vorgängerkapiteln anschließend, näherten

wir uns dieser Zielstellung über sprachwissenschaftliche Grundlegungen. Über Saussures Zeichentheorie wurde dabei der entschieden soziale Charakter von Sprache noch einmal betont. Auf Basis seiner Konzepte verstehen wir nicht nur, dass mit jedem Sprechakt aktiv Sinn produziert, wobei auf kollektiv geteilte Deutungsressourcen zurückgegriffen wird. Aus zeichentheoretischer Perspektive wird zudem klar, dass auch die Begriffe, Bezeichnungen und Formulierungen auf kulturellen Konventionen basieren. Durch die Benutzung von Sprache erschaffen wir die uns umgebende soziale Welt, nicht, indem wir ihre Objekte erfinden (diese existieren auch außerhalb lebensweltlicher Sinnstiftungen), sondern indem wir ihnen Bedeutung geben. Diese Bedeutungen sind kulturell konventionalisiert, weil sie nicht erst im Kommunikationsakt erschaffen werden, sondern diesen regelhaft einrahmen. Alltagskommunikation basiert daher trotz ihres episodenhaften Charakters auf Aktualisierungen diskursiver Tiefenstrukturen, wie sie u.a. in den Konzepten Narrativ, Topos, Kollektivsymbol zum Ausdruck kommen. So lassen sich innerhalb eines Gesprächs versprengte rassistische Andeutungen dennoch als Reproduktion eines antimuslimischen Bedrohungsnarrativs rekonstruieren.

Rassistische Wissensbestände funktionieren auf eben diese Weise: Sie werden im täglichen Sprechen angewendet, tradiert und so gesellschaftlich verankert. Sie werden dabei auch immer wieder aktiv reproduziert. Gerade implizite Rassismen schützen sich vor etwaigen problematisierenden Reflexionen, indem ihre verändernden und exkludierenden Vorannahmen unausgesprochen bleiben. Rassismen sind in Alltagskontexten gerade deswegen so stabil und widerstandsfähig, weil sie nicht als geschlossene Lehren, sondern als plausible Erkenntnis daherkommen. Die potentielle Widerständigkeit gegenüber rassistischen Deutungsressourcen wird dabei jedoch nicht aufgehoben. Im Kapitel über »Rassismus als Diskurs« konnten wir noch einmal sehen, dass das Individuum von gesellschaftlichen Diskursen keinesfalls determiniert wird, sondern diese, ähnlich wie es Saussure bei der Sprache denkt, im konkreten Kommunikationsakt erst hervorbringt. Dies gilt auch für dominante Mediendiskurse, die im Sinne von Halls Encoding-Decoding-Modell erst lebensweltlich angeeignet und »gelesen« werden müssen. Dabei sind – was uns zusätzlich auch das Konzept des ideologischen Dilemmas zeigte – auch ambivalente Positionierungen möglich. Abschließend und als zusätzliche Vorbereitung der Untersuchung haben wir die verschiedenen rhetorischen Techniken rassistischer Sprache genauer betrachtet und um zentrale Analysebegriffe aus dem Bereich diskursanalytischer Forschung ergänzt. Für eine ausführliche Analyse des Interviewmaterials sind damit alle einschlägigen und notwendigen theoretischen Vorüberlegungen getroffen.

